~~O: 3519:~~

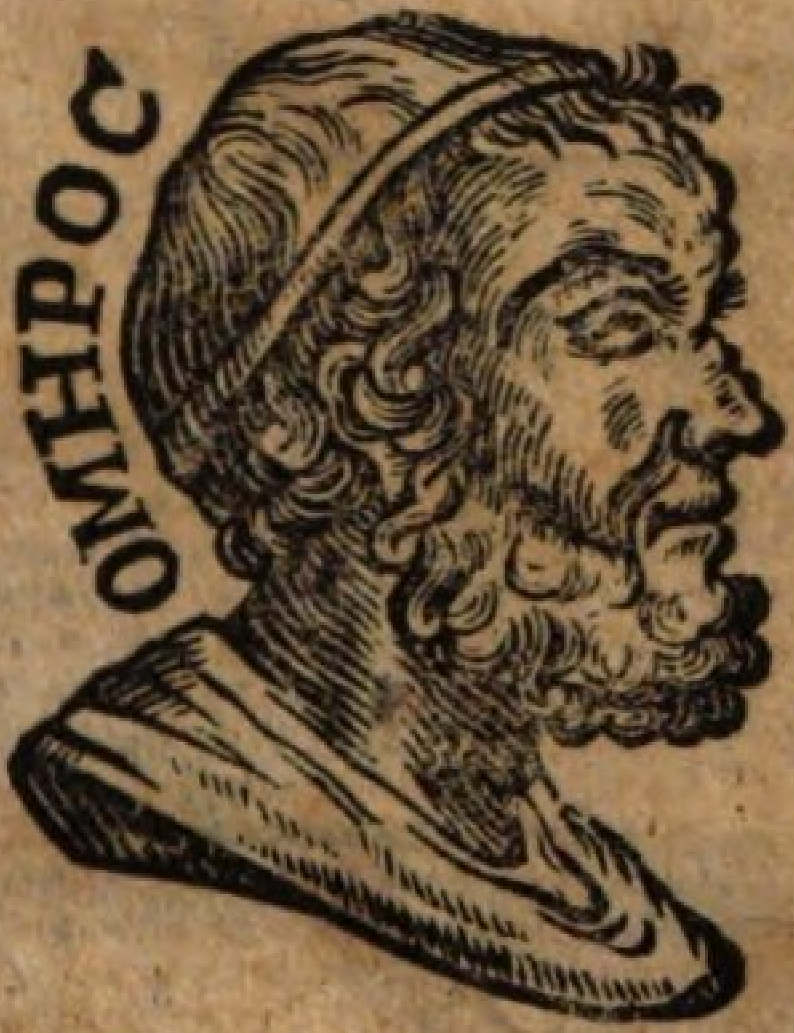
~~Sch. W. deutsche. p. 420.~~

P. O. germ. 1010 u

Nicolai

D. Chodowiecki inv & sc

Das Leben
und
die Meinungen
des Herrn Magister
Sebaldus Nothanker.



Erster Band.

Mit Kupferstichen von Dan. Chodowiecki gezeichnet und geätzet.

Zweyte verbesserte Auflage

Mit Königl. Preuß. Churfürstl. Brandenb. und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Obgleich die leidigen Poeten, Komödienschreiber und Romanenschreiber zu glauben pflegen, sie hätten das Leben ihres Helden weit genug beschrieben, wenn sie ihn bis zur Heurath bringen: so sind doch gründliche Gelehrte der Meinung, daß die Begebenheiten nach der Heurath oft viel merkwürdiger sind, als die Liebesbegebenheiten vor derselben. Die Liebesbegebenheiten sind zwar für junge Herren und für junge Jungfern anmuthiger zu lesen; aber gemeiniglich wird diese Anmuth auf Kosten der Wahrheit verschafft: denn die verliebten Scenen werden nicht so wie sie in der Welt vorgehen erzählet; sondern so wie es das Bedürfniß des Dichters, seine Geistesgaben zu zeigen, oder die Leidenschaften seiner

Leser zu vergnügen, mit sich bringt. In dieser wahrhaftigen Lebensbeschreibung hingegen, wollen wir nichts der Anmuth oder des Wunderbaren wegen erdichten, sondern alles ganz einfältig erzählen, wie es vorgegangen ist. Es wird uns dazu nicht wenig beförderlich seyn, daß wir das Leben unsers Dorfpastors erst nach seiner Heurath zu beschreiben anfangen dürfen, indem schon ein anderer Verfasser die Liebesbegebenheiten desselben vor der Heurath, in dem bekannten prosaisch = komischen Gedichte **Wilhelmine**, beschrieben hat.

Freylich ist dieser Verfasser ein Poet, und ist daher nicht, wie es einem gründlichen Geschichtskundigen gebühret, beflissen gewesen, eine richtige Chronologie zu beobachten und seine Erzählungen von allen Erdichtungen rein zu erhalten. Es sind daher manche Umstände sehr verdächtig, und er scheint nicht im Stande zu seyn, eine einzige von seinen

Erzäh=

Erzählungen mit ungedruckten Urkunden zu belegen. Daß er in der Chronologie nicht genugsam erfahren gewesen, ist offenbar, da er die Heurath des Sebaldus im Jahre 1762, und also, wie aus ächten brieflichen Urkunden zu erweisen, an zwanzig Jahre zu spät annimmt. Er ist hierinn eben so unachtsam, wie sein Mitbruder, der nachlässige Virgil, in dessen Aeneide die verpfuschte Chronologie von den gelehrtesten Kommentatoren mit vieler Mühe kaum hat in Ordnung gebracht werden können.

In dieser wahrhaften Lebensbeschreibung hingegen hat man die Zeitrechnung so genau beobachtet, daß man nicht allein das Jahr, sondern auch den Monath und den Tag angeben kann, wann eine jede Begebenheit vorgegangen ist, und an vollständigen diplomatischen Beweisen wird diese Geschichte keiner andern nachzusetzen seyn. Wir haben die Vokation des Sebaldus und seine Absetzungsakte, die

Predigten des Doktor Stauzius, Säuglings sämmtliche hieher gehörige Gedichte, Wilhelminens, und Sebaldus, Säuglings, Marianens, der Gräfin von ***, Rambolds und anderer Personen Briefwechsel, mit ihren Siegeln und Unterschriften, ja selbst einige sonderbare tironische Zeichen des Bauren, der den Sebaldus beherbergte, in Händen, mit welchen unverwerflichen ungedruckten Urkunden wir jedes Wort, das wir gesagt, aufs glaubwürdigste belegen können.

Sie würden im Drucke nur etwan sieben bis acht Quartbände betragen. Demohngeachtet können sie bloß aus der Ursach nicht mit der Geschichte zugleich bekannt gemacht werden, wegen welcher schon so manche trefliche Urkundensammlung ungedruckt geblieben *ist*; nämlich wegen des wenigen Geschmacks unsers Jahrhunderts an gründlichen Studien. Es ist dieß sehr zu beklagen, aber es ist schwerlich ein Mittel vorhanden, die Bekanntmachung dieser

ser nützlichen Urkunden zu befördern. Wir haben zwar noch einige, ob gleich nur schwache, Hoffnung auf den Herrn Generalsuperintendenten Pratje in Stade, und auf den Hrn. Professor Cassel in Bremen gesetzt. Diese grundgelehrten Männer haben schon so viel tüchtige Bände voll Urkunden zu der Brem- und Verdischen Staats-Schul- und Kirchengeschichte ans Tageslicht gebracht, daß sich manche Leser einbilden, man habe für so wenig interessante Wahrheit schon viel zu viel uninteressante Beweise erhalten. Wir sind aber dieser Meinung gar nicht, sondern leben vielmehr noch der Hoffnung, daß diese Herren die beweisenden Urkunden zu unserer Geschichte, als ein Supplement von Urkunden zur Bremischen Kirchengeschichte, durch ihre hebammliche Sorgfalt ans Licht bringen könnten; weil, wie aus der Folge erhellen wird, Sebaldus in der Nachbarschaft von Bremen eine Zeit lang herumgewankt hat.

Sollte auch diese Hoffnung fehl schlagen, so wäre der Vorschlag zu thun, daß einmal irgend eine Gesellschaft der Wissenschafften, einen kritischen Auszug daraus, in einigen Bänden in Großoktav herausgebe; oder wenn auch hiezu alle Hoffnung verloren wäre, so ist kein anderer Rath, als daß die wenigen gründlichen Gelehrten, welche die diplomatischen Beweise zu untersuchen pflegen, dem Verfasser eben so gut auf sein Wort glauben müssen, als die vielen leichtsinnigen Leser, die die Urkunden doch nicht ansehen, wenn sie gleich den Geschichtbüchern des breitern beygefügt sind.

Da wir übrigens eine wahre Geschichte zu erzählen haben, so muß man in derselben weder den hohen Flug der Einbildungskraft suchen, den ein Gedicht haben müßte, noch den künstlich verwickelten Plan, den die Kunstrichter, von Theorie und Einsicht erfüllt, den Romanen vorschreiben. Alle Begebenhei-

benheiten sind in unserer Erzählung so unvorbereitet, so unwunderbar, als sie in der weiten Welt zu geschehen pflegen. Die Personen, welche auftreten, sind weder an Stande erhaben, noch durch Gesinnungen ausgezeichnet, noch durch ausserordentliche Glücksfälle von gewöhnlichen Menschen unterschieden. Sie sind ganz gemeine schlechte und gerechte Leute, sie strotzen nicht so wie die Romanenhelden von hoher Imagination, schöner Tugend und feiner Lebensart, und die ihnen zustoßenden Begegnisse sind so, wie sie in dem ordentlichen Laufe der Welt täglich vorgehen. Sollte bey allem diesem unsere Erzählung etwas langweilig werden, so trösten wir uns damit, daß mehrere gründliche Deutsche Geschichtschreiber, die die unwidersprechlichsten Thatsachen in der besten Ordnung erzählen, das nämliche Schicksal gehabt haben.

Hingegen könnte der Leser vielleicht durch die in dieser Geschichte bekannt gemachten Mei-

nungen in etwas schadlos gehalten werden. Denn da fast jeder Mensch seine eigenen Meinungen für sich hat: so wäre es möglich, daß unter den hier vorgetragenen Meinungen etwas neues und wenigstens in so fern interessantes vorhanden wäre. Der Titel verspricht zwar nur die Meinungen des Magister Sebaldus, aber man könnte deshalb doch in diesem Werke vielleicht auch die Meinungen einiger andern Leute, ja wohl selbst einige Meinungen des Verfassers finden; obgleich, mehrerer Sicherheit halben, nicht gänzlich darauf zu rechnen seyn dürfte, daß alle Meinungen, die er erzählt, auch die seinigen wären.

Man beliebe sich nicht zu wundern, wenn es sich etwan ergeben sollte, daß, alles wohl berechnet, in diesem Werke mehr Meinungen, als Geschichte und Handlungen, vorkämen. Der ehrliche Sebaldus kannte die große Welt nicht, die die Engländer high-life nennen. Spekulation war die Welt, in der

er lebte, und jede Meinung war ihm so wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung ist. Daher ist dieses Werk auch gar nicht für die große Welt, sondern — deutsch heraus zu reden — nur für Gelehrte von Profession geschrieben. Wir hoffen nicht von der halbunangekleideten Schönen am Nachttische gelesen zu werden, die, indem sie den Grazien opfert, auf Tant mieux pour elle einen schrägen Blick wirft; nicht von dem piruettirenden Petimäter, beym Aufstehen oder Frisiren, auch nicht wenn er en Chenille mit ungepuderten Haaren und hochaufgebundenem Kadogan von Toilette zu Toilette schwärmt; nicht von dem Hofmanne, der den Wink des Fürsten und des Ministers zu studiren versteht und alle Galatage an den Fingern herbeten kann; nicht von dem Spieler; nicht von der Buhlschwester; nicht von : : :

Ist aber irgendwo ein hagerer Magister, der das ganze unermeßliche Gebäude der Wissenschaf-

senschaften aus einem Kapitel seines ontologischen Kompendiums übersieht; ein feister Superintendent, der alle Falten der Dogmatik aufhebt, worinn eine Ketzerey verborgen seyn könnte; ein weiser Schulmann, der über Handel, Manufakturen und Luxus Programmen geschrieben hat; ein Student mit der Kennermiene, der auf Universitäten die Kunst aus dem Grunde str'dirt, ein belesener Dorfspastor, der die Statistik verbessern will, und über die politische Regierungskunst gelehrte Rathschläge geben kann: — so mögen sie herzutreten und sich an dem Mahle weiden, welches hier ihrem Geiste aufgetischt wird.

Dieß ist wenigstens die Gattung Leser, die wir uns gewiß versprechen; ob wir aber auch Leser anderer Art erhalten werden, ist eben so ungewiß, als das Schicksal überhaupt, welches dieses Werk und dessen Verfasser zu erwarten haben. Freylich ist zu vermuthen, daß durch viele Erzählungen Spaltungen in

der

der Kirche erregt werden möchten, und daß man in verschiedenen Meinungen Abweichungen von den allgemeinen symbolischen Büchern, und von den besondern formulis committendi einzelner Kirchen, entdecken könnte. Man wird vielleicht daraus schließen, daß der Verfasser das Staatsrecht nicht verstehe, und daß er im Kirchenrechte gefährliche Neuerungen einzuführen zur Absicht habe. Man wird sich vielleicht ins Ohr raunen, daß er verschiedene Gelehrsamkeit nicht für Gelehrsamkeit, verschiedene Gelehrte nicht für gelehrt, und verschiedene berühmte Leute nicht für berühmt halte u. s. w.

Man könnte ihn sonach etwan zum Scheiterhaufen verdammen, in den Bann thun, in eine Festung schicken, oder auch ein Buch wider ihn schreiben, ein Pasquill wider ihn machen, oder ihm in einer Recension beweisen, daß er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sey.

Doch

Doch vielleicht könnte auch von allem diesem nichts geschehen. Vielleicht lieset niemand dieses Buch, niemand findet etwas besonders darinn, und es erregt vielleicht bloß die vorübergehende Aufmerksamkeit eines Gewürzkrämers, der schon bey sich überdenkt, welche dauerhafte Kaffedüten aus dem haltbaren Papiere könnten gemacht werden.

Es dürften sich auch wohl einige wenige Leser finden, die sich an dem Leben des Sebaldus, bloß weil er ein ehrlicher aufrichtiger Mann ist, eine Viertelstunde ergötzen, oder von seinen Meinungen Gelegenheit nehmen möchten, über gewisse Materien weiter nachzudenken; da dieß aber offenbar bey weitem die kleinere Anzahl seyn kann, so werden sie eben nicht in Anschlag kommen.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Der Pastor **Sebaldus** und die schöne **Wilhelmine** brachten die ersten Monathe nach ihrer Verheurathung, welche sonst andern neuverehlichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu seyn pflegen, vielmehr in einer Art von Kälte und Verlegenheit zu. **Sebaldus** bemerkte einen Abstand zwischen seiner landmännischen Treuherzigkeit, und den feinen Hofmanieren seiner vornehmen jungen Frau. Er konnte sich noch nicht recht darein schicken, mit ihr als mit seines gleichen umzugehen. **Wilhelmine**, auf ihrer Seite, konnte den wohlgeputzten Hof, den sie verlassen hatte, nicht so geschwinde vergessen. Das Andenken der Pracht der von der Fürstinn abgelegten Kleider, in der sie sich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemach-

ten Anzug. Es war ihr sogar verdrießlich, daß sie ferner nicht Aufwartung machen, und sich vor höheren Personen tief verneigen sollte. Das Glück unabhängig zu seyn schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelte Schönheit der Natur, die sie auf dem Lande vor sich hatte, konnte sie noch nicht wegen des Flitterstaats der Kunst, den sie nun nicht mehr erblickte, schadlos halten. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Scenen von Bällen, Koncerten und Schlittenfahrten, die sie oft — angesehen hatte; noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürstinn, durch das sie zuweilen unter einer Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bey jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht, ihre Aufwartung bey Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dieß kostete ihr zwar manche Thräne, war aber doch die erste Ursach, daß ihr ihr jetziger Zustand erträglicher vorkam, und daß sie anfieng die guten Gesinnungen ihres Sebaldus einzusehen, welche zu bemerken, sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine ungepuderte Perucke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er

kam

kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten entstanden bey beiden Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlet hatten.

Von dieser Zeit an vergaß die schöne **Wilhelmine** völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthinn. Vorher hatte sie nur zu gehorchen gewußt, nun begann sie zu regieren. Es kostete ihr einige kleine Liebkosungen, so fieng **Sebaldus**, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, an, sich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht so viel Federn auf seinem schwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit erstreckte sie bald ihre Herrschaft auf ihre Nachbarinnen, die sie bisher durch ein gnädiges Hoflächeln weggescheuchet hatte. Nun erwarb sie sich bald derselben Vertraulichkeit, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, und den Armen Almosen, und ward in kurzer Zeit im Kirchspiele eben so beliebt, als ihr Mann schon vorher gewesen war.

Diese Liebe hatte sich **Sebaldus** durch die Sorgfalt, die er für seine Gemeine trug, erworben. Er war in den Häusern seiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Trost, nie dem Hungrigen an Labsal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen

unterrichtet, nicht, weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben suchte, sondern weil er von ihnen bey allen ihren Verlegenheiten um Rath, bey allen ihren Zwistigkeiten um Vermittlung ersucht ward. Er war nicht gewohnt, in seinen Predigten auf die Laster zu schelten, wenn aber ein Laster in der Gemeine verübt wurde, pflegte er, ohne desselben zu gedenken, die entgegengesetzte Tugend einzuschärfen. Daher richtete er seine Predigten auch mehr nach den Bedürfnissen seiner Gemeine, als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom **Zinsgroschen** eine Predigt **von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens** gehalten, bloß weil sich kurz vorher ein Paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einst vergeblich versucht hatte, zwey Bauern, die in offenbarer Feindseligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelassen worden, predigte er am Tage **Stephanus des Märtyrers: von der ersten Pflicht wahrer Christen, ihren Nächsten zu lieben**, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangeliums: **Jerusalem, die du tödtest die Propheten, und steinigest, die zu dir gesandt sind**, die schönste Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freylich, daß dieser sonst gutherzige Mann, und der beym Antritte seines Amtes auf die symbolischen Bücher geschworen hatte, in seinem Herzen nichts weniger als orthodox war. Ueber das Athanasische Glaubensbekenntniß hat er zwar sich niemals erklärt, nur weil er anstatt des Liedes: **Wir glauben all' an einen Gott** rc. welches sonst alle Sonntage in seiner Kirche war gesungen worden, oft ein geistliches Lied von **Gellerten** singen ließ, war er bey einigen vielleicht allzubrünstig orthodoxen Landpredigern in der Nähe nicht in allzugutem Geruche. Ueber die Lehre von der Genugthuung aber äußerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verschwendete (ohne Exegese, von der er wenig hielt) viel philosophische Spitzfündigkeit, um dieser Lehre eine bessere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Crusiusschen Philosophie, welche unter allen andern Philosophien am geschicktesten scheinet, die Theologie philosophischer, und die Philosophie theologischer zu machen. Am meisten aber gieng er in der Lehre vom tausendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenstrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erstere steif und fest, und von der letztern hatte er sich nie überzeugen können. Er glaubte, daß in dem himmlischen Jerusalem alle Gottlosen fromm werden

würden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus seinem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apokalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablässigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise darauf gekommen, diese Bücher vorzüglich zu studiren. Er hatte sich schon in seinen jüngern Jahren durch sorgfältiges Nachdenken überzeug, daß der Willen Gottes, der unsre jetzige und zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren, dennoch auch nothwendig durch die Vernunft müsse eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen müsse. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könnte, worauf die bloße Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatischen Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen seyn ließ, alle moralischen Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben: so hatte er sich ganz dem Studium der

proph-

prophetischen Schriften gewiedmet. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und **Sebaldus** hatte die Apokalypse dazu erwählet, welches er auch, seine ganze Lebenszeit hindurch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er sich zu seiner Predigt vorbereitete, und der Sontag, wenn er sie hielt, war moralischen Betrachtungen gewiedmet. Denn für so würdig der Untersuchung eines scharfsinnigen Kopfes er auch die Prophezeyungen hielt, so wenig glaubte er, würden seine Bauern davon verstehen oder nützen können; und es war sein unwiderruflicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich, als nützlich wäre.

Er hatte mit vielen seiner wohlehrwürdigen Amtsbrüder, denen er sonst in so vielen Stücken unähnlich war, dennoch eine besondere Aehnlichkeit. Man solte kaum glauben, daß viele Landprediger, die den Sontag mit lauter Stimme das Gesetz predigen, und die Ungläubigen und Ketzer mit starken Ausrufungen und gelehrten Citationen aus dem Grundtexte so fein zusammenzutreiben wissen, eben die Männer wären, die man die ganze Woche über, als dickstämmige Pachter, wilde Pferdebändiger, drollige Trinkgesellschafter, und vorsichtige Wucherer gesehen hat.

Eben so, wenn man des Sonntags den einfältigen, allen Bauern verständlichen Vortrag des Pastor Sebaldus hörte: so hätte man sich kaum vorstellen sollen, daß dieß der grundgelehrte Mann sey, der alle Kommentarien über die prophetischen Bücher durchstudirt hatte, der alle alten und neuen Prophezeyungen nebst ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder, wie Schachtel und Deckel, zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenziffern und Jahrwochen, prophetische Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichten und weißagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche **Raja Mehemna** gänzlich inne hatte, und aus diesem reichen Stoffe, mit Hülfe der Crusiusschen Philosophie, (die, feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann,) eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeyungen aus der Apokalypse gezogen hatte, dem, **Crusius** unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, **Bengels** unwidersprechliche Auflösung der apokalyptischen Weißagungen, **Don Isaak Abarbanels Majeneh Jeschuah**, und **Michaelis** unwiderlegliche

Erklä-

Erklärung der siebenzig Wochen, zwar vielleicht an Richtigkeit und Wahrheit, aber gewiß nicht an Neuheit, Scharfsinn und sinnreicher Aufklärung der dunkelsten Bilder, zu vergleichen sind.

So wie die meisten großen Begebenheiten aus sehr geringfügigen Ursachen zu entspringen pflegen, so gieng es auch derjenigen Hypothese über die Apokalypse, auf die sich **Sebaldus** am meisten zu gute that. **Wilhelmine** war, als sie vom Hofe kam, sehr Französisch gesinnet, sie sprach und las gern Französisch, sie ließ sich sogar merken, daß sie nichts eifriger wünschte, als einmal in ihrem Leben Paris zu sehen, und warf es ihrem Mann mehr als einmal vor, daß er gar nichts von Französischer Artigkeit an sich hätte. Nun fügte es sich unglücklicher Weise, daß der ehrliche **Sebaldus** schon vorher an allem, was Französisch war, einen überaus großen Mißfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule ein herzlicher Deutscher Haß gegen die Krone Frankreich eingeprägt worden, man hatte ihm oft wiederholt, daß sie, nebst dem leidigen Türken, der Erb- und Erzfeind von Deutschland sey, daß sie Kaiser und Reich so oft bekrieget, und ganze Provinzen von dem Deutschen Reiche abgezwackt habe. Da nun Frankreich außer dem vielen und öftern Unheil, das es auf Deutschem Boden

angerichtet hatte, sich auch gar in des **Sebaldus** Hausangelegenheiten mengte, (denn er ließ sichs nicht ausreden, daß bloß die Neigung zur Französischen Sprache Ursach sey, daß ihn **Wilhelmine** nicht so herzlich liebte, als ers wünschte), so verdoppelte sich sein Haß gegen alles was Französisch war. Weil er nun sonst kein Mittel sahe, seinen Unwillen auszulassen, so wandte er sich mit Ernst zu seiner allgemeinen Zuflucht, der **Apokalypse**, und forschte nach, ob denn in diesem Magazine von Weißagungen, nicht eine Weissagung wider die Franzosen enthalten seyn sollte.

Es hat einer von den zweyhundert Schwäbischen Theologen, die die Offenbarung Johannes erkläret haben, es als einen sichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inspiration dieses Buchs angegeben, daß man alles darinn finde, was man mit aufrichtigem Herzen darinn suche. Dieß erfuhr auch **Sebaldus**. Denn da er die Apokalypse mit einem Seitenblicke auf Frankreich las: so glaubte er gewisse bisher geheime Bilder in der unstreitigsten Klarheit zu sehen; und er überzeugte sich gänzlich, daß ein großer Theil der Offenbarung Johannes, nichts als ein Kompendium der Französischen Geschichte wäre welches vor dem **Hainault** und **Mezeray** nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tausend Jahre eher geschrie-

geschrieben worden, als die Begebenheiten sich zuge- tragen hätten. Er war fest versichert, daß die große Babylon im XVIIten Kapitel, weder die Stadt Rom noch die Freymäurerey, sondern die Stadt Paris an- deute. Die Bedeutung der beiden Thiere im XIIIten und XVIIten Kapitel, konnte er aus dem P. Daniel erläutern, den er deßhalb ausdrücklich, nach der Nürn- bergischen Uebersetzung, durchgelesen hatte. Die Ent- deckung aber, worauf er sich am meisten einbildete, war, daß die Zahl des ersten Thieres 666 oder χξς, die Jesuiten bedeute, deren Verjagung aus Frank- reich er wirklich einige Jahre eher wußte, als der Herzog von Choiseul daran gedacht hatte. Neben- her war er auch versichert, daß das Büchlein im Xten Kapitel, das im Munde süß war, wie Honig, und hernach im Bauche grimmete, offenbar auf die vielen schlüpfrigen sittenverderbenden Französischen Duodez- bände gedeutet werden müsse, die wir Deutschen mit so vieler Begierde lesen. Alle diese und mehrere neue Entdeckungen über die Apokalypse, sammelte er in einem großen Werke, an dem er unablässig arbeitete.

Freylich hatten diese gelehrten Bemühungen nicht ganz den Beyfall der schönen **Wilhelmine.** Sie warf sich zwar, nachdem sie den Hof gänzlich verlas- sen hatte, in die Litteratur, so wie sich die vom Hofe ver-

wiesenen Französischen Damen in die Devotion werfen: aber diese Litteratur war von der, die **Sebaldus** trieb, himmelweit unterschieden. **Wilhelmine** war eine süße Verehrerinn der schönen Wissenschaften, wovon **Sebaldus** ganz und gar nichts verstand. Sie hatte alle guten Deutschen und Französischen Dichter fleißig gelesen, und führte in der Konversation nicht selten Stellen daraus an. Im Urtheile über den Werth der Romane, war sie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unsre besten neuern Dichter, ganz frisch von der Presse, und die **Bremischen Beyträge**, die **Sammlung vermischter Schriften**, und die **Briefe die neueste Litteratur betreffend**, stückweise kommen ließ. Von ihr erhielten sie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger und die Konrektoren in den benachbarten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unsere schönen Geister des Lesens würdigten.

In der Philosophie waren **Sebaldus** und seine **Wilhelmine** noch weit mehr von einander unterschieden. So sehr er ein eifriger Crusianer war, eben so sehr war sie aus allen Kräften der Wolfischen Philosophie ergeben. Sie hatte **Wolfs** sämtliche Deutsche Schriften gelesen, besonders aber wußte sie desselben

kleine

kleine Logik auswendig. Wenn eine von ihren Freundinnen sich den Geschmack bilden wollte, so pries sie derselben das zehnte Kapitel **wie man von Schriften urtheilen** soll, nebst dem eilften an, **wie man Bücher recht mit Nutzen** lesen soll. Der **Crusiusschen Philosophie** war sie von Herzen gram, welches auch kein Wunder war, weil sie sich niemals hatte überwinden können, eine einzige von den Schriften des hochwürdigen Mannes zu lesen. **Sebaldus** gab sich oft alle mögliche Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie nur wenigstens **Wüstemanns Kompendium der Crusiusschen Philosophie** durchlesen sollte, welches er für eine nahrhafte Milch für unmündige Philosophen hielt. Umsonst! Sie legte es, nachdem sie sechs Seiten durchgelesen hatte, mit Verachtung aus der Hand, und war und blieb eine Wolfianerinn.

Es ist leicht zu begreifen, wie die Philosophie der schönen **Wilhelmine** zuweilen eine kleine Unordnung im Hauswesen habe verursachen können, und wie möglich es gewesen, daß ein neuangekommenes Stück der **Litteraturbriefe** der zureichende Grund seyn können, daß der Reißbrey anbrennen mußte. Solche kleinen häuslichen Widerwärtigkeiten störten aber keinesweges die beiderseitige Zufriedenheit. Da Sebal-

dus gemeiniglich zu eben der Zeit über einem Gesicht aus der Apokalypse geschwitzt hatte, so schmeckte er entweder den Fehler der Speise nicht, oder nahm ihn ganz gutherzig auf sich; weil er glaubte, er habe auf sich allzulange warten lassen. So gebiert das Bewußtseyn eigener Schwachheiten Toleranz, und Toleranz gebiert Liebe.

Im Anfange freylich verursachten die sich gerade entgegen gesetzten gelehrten Meinungen beider Eheleute unter ihnen manchen heftigen Zwist; so bald aber nur die beiderseitige Zuneigung stärker geworden war, konnten die verschiedenen Meinungen nicht mehr den Wachsthum ihrer Liebe hindern. Auf die Philosophie, über die sie sich so oft ohne Erfolg gestritten hatten, ließen sie sich ferner gar nicht ein. Hingegen ließ sich Sebaldus zuweilen gefallen, von Wilhelminen ein Stück aus einem neuen Deutschen Schriftsteller vorlesen zu hören; (denn wider die Französischen Schriften hatte er sich allzudeutlich erkläret, als daß sie sich derselben zu erwähnen getrauet hätte;) Wilhelmine war auch zuweilen so gefällig, sich von ihrem Manne ein Stück seiner neuen Erklärung der Apokalypse mit Parallelstellen aus P. Daniels Geschichte bestärkt, vorlesen zu lassen. Sie rief wohl zuweilen aus: „Sinnreich! wirklich, sehr sinnreich!„ Mit

diesem

diesem Beyfalle war er vergnügt, wie ein König. Er ließ ihn auch nicht unbelohnt. Er setzte sich ans Klavier, und spielte ungebeten einige der Oden mit Melodien, von denen er wußte, daß sie seiner Frau am angenehmsten waren. Wilhelmine sang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlicher Weise war ein solcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für diesen Tag und einige folgende Tage.

Gegen das Ende der erstern neun Monathe ihres Ehestandes ward er mit einem Sohne gesegnet, dessen sich der Hofmarschall aus alter Bekanntschaft besonders annahm. Er ließ ihn oft zu sich in die Stadt holen, beschenkte ihn, und konnte lachen, daß ihm der Bauch schütterte, wenn der Junge, der von seiner ersten Jugend an versprach, einst ein durchtriebener Kopf zu werden, einen Umstehenden in die Waden zwickte, oder sonst jemand einen kleinen Schabernack anthat. Als der Knabe sechs Jahr alt war, so nahm er ihn ganz zu sich; so, daß er seitdem seine Aeltern nur selten zu sehen bekam. Im vierzehnten Jahre war der Knabe so weit gekommen, daß er die muthwilligen Neckereyen, die der Hofmarschall so oft in seiner ersten Kindheit an ihm bewundert hatte, auch an seinem Wohlthäter selbst auszuüben anfieng. Dieser machte sich also nicht mehr so viel daraus, einen Knaben ferner um sich zu ha-

ben,

ben, dessen Witze er zwar Beyfall gab, wenn er andere hohnneckte, aber nicht, wenn er sich auch an ihn, den Hofmarschall selbst, wagte. Er besann sich, daß er einen guten Freund hatte, der Kurator über eine etwan 25 Meilen entlegene Fürstenschule war, in dieser verschaffte er dem jungen Nothanker eine Freystelle. Als der Knabe in derselben sechs Jahre verharret hatte, und es nun Zeit schien, ihn auf Universitäten zu bringen, verschaffte er demselben durch gleiche Protektion zwey Stipendien auf einer berühmten Universität. Weil nun zwey Stipendien einträglicher waren, als eins, so konnte der junge Nothanker auch seine Studien mit viel glücklicherm Erfolge fortsetzen, als sonst ein armer einfacher Stipendiat hätte thun können. Er studirte daher nicht allein in den Kollegien, sondern auch in den Caffehäusern, bey den Jungemägden, in den Dorfschenken, und überhaupt kavaliermäßig in der großen Welt. Er machte auch Verse und Satiren: wodurch er denn bald ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft des Ortes ward. Von der Philosophie machte er Profession, und setzte sich schon in seinen Studentenjahren vor, in derselben einst große Veränderungen vorzunehmen. In der philosophischen Kritik aber war er so stark, daß er den Longin und Home, immer beym dritten Worte, citirte. Diese Nachrichten

erfreueten **Wilhelminen** ungemein, welche ihn als ihren würdigen Erben ansahe, obgleich **Sebaldus** ein wenig darüber den Kopf schüttelte, und die Hoffnung, die er sich seit zehn Jahren gemacht hatte, ihn zum Adjunkt seiner Pfarre zu bekommen, beynahe aufzugeben anfieng.

Etwan sechs Jahre nach der Geburt des Sohnes, eben als die Zuneigung zwischen **Sebaldus** und **Wilhelminen** zur wärmsten Zärtlichkeit gestiegen war, wurden sie mit einer Tochter erfreut, die den Namen **Mariane** bekam. Sie war, von ihrer ersten Jugend an, der Gegenstand der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Besonders wendete **Wilhelmine** ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter. Sie unterwies sie in allen weiblichen Arbeiten und in der Französischen Sprache, ihr Vater war ihr Lehrer in der Geschichte und Erdbeschreibung, und beide vergaßen nichts, um den Geist und das Herz dieser geliebten Tochter zu bilden. Als **Mariane** sechzehn Jahre alt war, hatte sie die besten Deutschen und Französischen Schriftsteller gelesen. Wenn ihre häuslichen Geschäfte geendigt waren, so war ihr Amt, wechselsweise ihrer Mutter vorzulesen, oder auf dem Klaviere zu spielen, worauf ihr Vater ihr erster Lehrmeister gewesen war, und ihr eigner Fleiß sie zu meh-

rerer Vollkommenheit gebracht hatte. Eine sanfte Seele, ein mitleidiges Herz, krönte ihre übrigen guten Eigenschaften, und gab ihnen in den Augen ihrer Aeltern noch einen viel grössern Werth.

Als diese älteste Tochter schon erwachsen war, ward das Haus mit noch einer kleinen Tochter vermehret, die auch die besten Hoffnungen von sich gab, da sowohl **Wilhelmine** als die junge **Mariane** wetteiferten, der kleinen **Charlotte** die beste Erziehung zu geben.

Zweyter Abschnitt.

Die häusliche Zufriedenheit hatte auf solche Art in dieser Familie viele Jahre ununterbrochen fortgedauret. **Sebaldus** verrichtete seine Amtsgeschäffte in der Kirche mit frohem Gemüthe, eben so wie **Wilhelmine** in der Küche und in der Milchkammer. Die willige Unterstützung ihrer nothleidenden und bekümmerten Nachbaren war ihnen beiden ein gemeinschaftliches Geschäfft. Wenn diese Geschäffte vorbey waren, so kehrten sie mit Vergnügen zu ihrer eigenen Gesellschaft, und zur Gesellschaft ihrer herzlichgeliebten Kinder zurück. Ein vergnügtes Herz war die Würze jeder ländlichen Mahlzeit, und verschönerte ihre ruhigen Abendspaziergänge. Das Einförmige in ihrer Lebensart und in ihrem Vergnügen gewann mehrere

Verän-

Veränderung, so wie ihre Kinder an Alter zunahmen. Eine richtige Anmerkung, oder ein witziger Einfall, den **Mariane** hören ließ, ein neues musikalisches Stück, das sie zum ersten mahl spielte, war der älterlichen Zärtlichkeit ein Fest, woran ihr Vergnügen Tage lang Nahrung hatte. Der Tag, da **Charlottchen** zuerst das süße Wort Mutter lallte, der, da sie zuerst auf ihren kleinen Füßen drittehalb Schritte von dem Schooße der Mutter zum Vater allein forttaumelte, der, da sie ihm das erste von ihr genähte Säumchen vorzeigen konnte, oder der, da sie, durch ihre zärtliche Schwester gelehrt, beide Aeltern durch Hersagung der Gellertschen Fabel vom Zeisig überraschte, waren in dieser kleinen Familie Galatage, deren Anmuth, wider die Art der höfischen, auch noch nachdem sie vorbey waren, genossen ward.

So vollkommen das Glück dieser Familie war, so drohete es doch ein kleiner Vorfall zu unterbrechen. Es erschien in den letzten Jahren des vergangenen Krieges eine Schrift: **Vom Tode für das Vaterland**, betitelt. Diese kleine Schrift würde in das ruhige Fürstenthum so leicht nicht eingedrungen seyn, welches von neuen Schriften, sonderlich von solchen, die sich mit dem Tande der weltlichen Weisheit, und mit dem Spielwerke der schönen Wissenschaften be-

schäfftigten, gar nicht beunruhigt wurde. Man hatte darinn gewöhnlicher Weise außer dem fürstl. privilegirten Gesangbuche, welches jährlich in grobem und feinem Drucke aufgelegt ward, und einigen auswärtigen Kalendern, als dem hinkenden Staatsboten, dem Nürnbergischen Land- und Haus-Kalender, Stephan Löffels von Plumpenau verbessertem sehr lustigen Gesellschaftskalender u. s. w. nichts, als des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch, den kleinen Görgel in Lebensgrösse, Schabalie wandelnde Seele, Försters expediten Prediger in sechs Quartbänden, die Grundrisse von Predigten der Hamburgischen Herren Pastoren, nebst der Insel Felsenburg, dem im Irrgarten der Liebe taumelnden Kavalier, Eulenspiegel dem jüngern, und einigen Romanen des Dreßdner Thürmers, z. B. das Leben Peter Roberts, das wunderbare Schicksal Antoni, das Leben des Maler Michaels, und dergleichen Sachen mehr.

Wilhelmine aber, die auf alle neue Bücher neugierig war, die in die schönen Wissenschaften, in die Sittenlehre, Geschichte u. s. w. einschlugen, hatte, wie wir schon erwähnt haben, für sich selbst

eine kleine auserlesene Bibliothek solcher Bücher, dergleichen in dem ganzen Fürstenthume nicht anzutreffen war. Sie hatte dem Buchhändler in der fürstlichen Residenzstadt, ihrem Gevatter, den Auftrag gegeben, ihr alles, was von solcher Art Büchern wichtiges erschien, in eben dem Pakete zuzusenden, worinn **Sebaldus** alle neuen Schriften, die über die Apokalypse herauskamen, empfieng. So nährte der ehrliche **Hieronymus** den Geist beider Eheleute, den einen mit Witz, und den andern mit Prophezeyungen.

Dieser Buchhändler hatte in seiner Jugend einige Schulstudien gehabt, und hatte dadurch vor verschiedenen seiner Handlungsgenossen den kleinen Vorzug erlanget, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz zu verstehen. Er hatte in verschiedenen ansehnlichen Buchhandlungen in Holland, Frankreich und Italien, als Handlungsdiener gestanden. Er hatte dabey nicht allein sein eigenes Gewerbe in einem weit grössern Umfange eingesehen, sondern er hatte auch Städte und Sitten der Menschen kennen lernen, und daher kam es, daß er zuweilen, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein vernünftigeres Urtheil von verschiedenen Sachen fällete, als sein Nachbar, der Superintendent, oder sein anderer Nachbar, der Rath in dem fürstlichen Expeditionskollegium, die beide, außer ihren

auf einer benachbarten Universität verbrachten Universitätsjahren, niemals ihre Vaterstadt verlassen hatten.

Hieronymus pflegte aber die Einsichten, die er besaß, eben nicht unabläßig geltend zu machen: daher hatten sie ihm auch nicht Feinde zugezogen. Er war in der kleinen Residenzstadt, in der er sich gesetzt hatte, in Ansehen, ohne von jemand beneidet zu werden; denn er war gegen jedermann dienstfertig, und hatte eine natürliche Abneigung jemand ins Gesicht zu widersprechen, oder erlangte Vortheile von irgend einer Art zur Schau zu tragen. Bey diesen Grundsätzen und einer so glücklichen Temperamentstugend war er in seinem Städtchen wohlhabend geworden, ohne daß es bey seinen Nebenbürgern eben sonderliches Aufsehen verursacht hätte.

Gleichwol hatte er durch seinen Fleiß, ganz unvermerkt, in dem Ländchen, wo er sich befand, zween ganz neue Handlungszweige eröffnet, an die vorher noch niemand daselbst gedacht hatte. Es hatte das kleine Fürstenthum einen fruchtbaren Boden, und nicht wenig Viehzucht, es brachte alles hervor, was die Einwohner nähren konnte. Sie nährten sich auch, und zehrten richtig dasjenige auf, was ihnen zuwuchs. Weil sie aber, außer ihrem mäßig bestellten Ackerbaue,

gar

gar keine einzige Art von Kunstfleiß hatten, so war freylich unter ihnen wenig Geld. Es reichte kaum zu, die Röcke und die Strümpfe zu bezahlen, die die Handwerker eines benachbarten Herzogthums aus der Wolle, die in diesem kleinen Fürstenthum sehr wohlfeil verkauft ward, webten, und alsdann in dasselbe wieder einführten. Es war also kein Wunder, daß bisher noch kein Buchhändler in diesem Ländchen hatte Bücher verkaufen können. **Hieronymus** war der erste, der sich unterstand Bücher darinn einzuführen. Er sah aber auch nicht so genau darauf, ob er eben baar Geld erhielt. Er verkauffte mehrmahls z. B. das **Juristische Orakulum** in sechzehn Foliobänden für einen fetten Ochsen, **Leopolds Landwirthschaftsbuch** für sechs Scheffel Rocken, nnd **Riegers Herzpostill**, oder **Cardilucii Kunst-Arzney-Natur- und Nahrungspostille** für ein Paar Schock Eyer, ja er gab noch wohl **Mürdelii süße Geisteserquickungen**, oder **Meletaons Tugendschul** in den Kauf.

Hiedurch machte er sich besonders bey den Predigern in Städten, Flecken und Dörfern sehr beliebt, die gern etwas von ihren Zehnten oder von ihrem Naturaldeputat daran wagten, um sich **Kraussens evangelischen und epistolischen Prediger-**

schatz, Kleiners Hirtenstimme, Schlichthabers fünffache Dispositionen aller Evangelien, oder Weihenmayrs epistolische Spruch- und Kernpostille anzuschaffen, und sich dadurch die schwere Last des Predigtamts, die sie so sehr drückte, zu erleichtern. Die Bürger folgten bald dem Exempel ihrer Seelenhirten, und schafften sich von einem Theile des Ertrags ihrer Aernte, und ihrer Kälber- und Hammelzucht einige erbauliche und nützliche Bücher an, z. B. Hollatzens Gnadenordnung und Pilgerstraße, Staricii Heldenschatz, die reine Wasserquelle, den vom Engel Raphael begleiteten Wandersmann, Goezens Betrachtungen über die Dinge die nach dem jüngsten Gerichte vorgehen werden, *Hocuspocus* oder die neuvermehrten Taschenspielerkünste, die neueröfnete Kunstpforte, Schnurrs Kunst- und Wunderbuch, der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesproben, Heußens biblische Seelenweide, Widders Krankenpostille, u. d. gl. Die fürstlichen Räthe und Sekretarien aber kauften Bolzens Amts- und Gerichts-Aktuarius, dessen Anweisung zum Ambthierungswerke, *Salanders alias* Sieckels allezeitfertigen Notarius, Heumanns rechtlichen Katechismus, besonders aber

des

des deutlichen Schwesers oder *Philoparchi* wohl- unterrichteten Beamten rc.

Hieronymus erhielt also, als ein Laye, einen Vortheil, der sonst nur der Geistlichkeit eigen war, nehmlich, er speisete den Geist seiner Mitbürger, und eignete sich dafür ihre Glücksgüter zu. Er ließ die eingetauschten Ochsen, Hammel und Schweine in seine Ställe treiben, und das eingetauschte Getreide auf seine Beden schütten, und verkauffte alles auf den Märkten des obengedachten Herzogthums für baares Geld: weil daselbst die blühenden Manufakturen, und die dadurch verursachte Bevölkerung einen etwas höhern Preis der Nahrungsmittel verursacht hatten. Man kennete ihn daselbst nicht unter dem Namen des Buchhändlers Hieronymus; aber der Namen des Korn-oder Viehhändlers Hieronymus, war bey den Müllern, Bäckern und Schlächtern daselbst um desto bekannter.

Seine Nachbarn hatten selbst Aecker und Wiesen, aber zufrieden sich selbst zu nähren, baueten sie nicht mehr, als sie brauchten, noch weniger dachten sie daran, den Ueberfluß ihren Nachbarn weiter, als etwan bis in die nächste kleine Landstadt, zuzuführen. Es währete Jahre lang, bis durch die beladenen Wagen und durch die Heerden Vieh, die sie so oft aus

Hieronymus Hause wegfahren und wegtreiben sahen, ihre Neugier rege gemacht ward.

Sie versuchten bald eben diesen Weg, und da ihnen ihr Unternehmen gelang, fiengen sie an ihre Viehzucht zu vermehren, und ihre Aecker fleißiger zu bauen. Sie nahmen dadurch selbst an gutem Wohlstande zu, und das ganze Ländchen kam in wenig Jahren in so gutes Aufnehmen, daß die Staatsklugen zu erörtern anfiengen, warum das Land sich so schnell verbessert habe.

Eigentlich war freylich der Fleiß des **Hieronymus** und das Beyspiel, das er seinen Mitbürgern gegeben hatte, die Ursach davon. Es ist aber allen denen, die politische und Finanzvorfälle untersuchen, schon längst zur Regel geworden, nicht die kleinen Umstände anzuführen, welche gemeiniglich die wahren Ursachen der Begebenheiten zu seyn pflegen, sondern große Umstände, welche gemeiniglich nicht die wahren Ursachen sind. Daher ward in einer in das fürstliche Intelligenzblatt eingerückten Abhandlung, die schnelle Zunahme des Wohlstandes des Landes, der landesväterlichen Vorsorge des Fürsten zugeschrieben, (der auf seinem Lustschlosse, seine Zeit zwischen der Jagd und seiner Mätresse theilte), und, nach derselben, den klugen Anstalten seines ersten Geheimenraths,

raths, (der in der fürstlichen Residenzstadt, im Kabinet, unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit seinen Verwandten und Kreaturen zu besetzen.) Der Superintendent D. Stauzius hingegen, ein scharfer Gesetzprediger, nahm diese Abhandlung in der Einweihungspredigt der neugebauten St. Bartels Kapelle ziemlich durch, und versicherte, der zugenommene Wohlstand des Landes sey ein sichtbarer Segen des Höchsten, wegen der frommen Aufführung der Einwohner.

Man muß nehmlich wissen, daß in der fürstlichen Residenzstadt ein Paar Jahre vorher fünf Straßen nebst einer kleinen verfallenen Kapelle abgebrannt waren. Die Einwohner trugen, auf die nachdrückliche Ermahnung des Superintendenten, zum Bau der Kapelle, welche viel vergrössert und verschönert aufgebauet werden sollte, so reichlich bey, daß sie kein Geld übrig behielten, zu einer Hauskollekte etwas beyzutragen, die der Bürgermeister veranlasset hatte, um von deren Ertrage einige gemeine Feuerspritzen anzuschaffen, weil bloß aus Mangel derselben das Feuer soweit um sich gegriffen hatte. Noch weniger kehrten sie sich an die leichtsinnigen Reden des Bürgermeisters, der öffentlich sagte, daß man vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern beyspringen

müsse;

müsse, und daß es überhaupt unnöthig sey, die Kapelle wieder zu bauen, da andere Kirchen genug in der Stadt wären, noch weniger sie zu vergrössern, so lange die Häuser der Einwohner, zu deren Gebrauch die Kapelle dienen sollte, noch in der Asche lägen. Diese mußten sich freylich, da sie nirgend unterkommen konnten, und gar keine Hoffnung sahen, sich wieder aufzuhelfen, in wenig Wochen zu Kolonisten nach Rußland anwerben lassen. Sie bekamen also die für Sie neu erbaute Kapelle nicht zu sehen. Hingegen hatten sie doch den Trost, daß sie, an dem Ufer der Wolga, die gedruckte Einweihungspredigt des **D. Stauzius**, nebst den beygefügten Carminibus des Stadtministerii und aller Primaner des fürstlichen Lycei mit vieler Erbauung verlesen hörten.

Sebaldus erhielt diese gedruckte Einweihungspredigt in eben dem Pakete, worinn **Wilhelmine** die Schrift **vom Tode fürs Vaterland** erhielt. Sie machte ihm aber nicht sonderliches Vergnügen. **D. Stauzius** hatte in derselben mehr als einmahl denen, die Kirchen und Kapellen verachten, und den Bau oder Verschönerung derselben hindern, mit der ewigen Verdammniß gedrohet. **Sebaldus** aber konnte diese Lehre niemals behauptet sehen, ohne in eine Art von Bekümmerniß zu gerathen, die dem Mißver-

gnügen

gnügen nahe war. **Der Tod fürs Vaterland** hingegen hatte auf **Wilhelminen** eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Er setzte ihren ohnedieß zum Romantischen geneigten Geist in ein neues Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken, daß auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine bloße Maschine sey, sondern seinen eigenthümlichen Werth als Mensch habe, daß die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine große und neue Denkungsart gebe, daß sie eine Nation als ein Muster für andere darstelle. Von diesen Ideen erhitzt, sann sie nach, wie sie in dem allgemeinen Kriege, der damals Deutschland verheerte, ein Beyspiel ihrer Liebe fürs Vaterland geben könne. Mitten unter diesen Gedanken fiel ihr gleich auf der ersten Seite folgende Stelle aufs Herz: „Sollte wohl „ein Diener der Religion sich entweihen, sollte er wohl „dadurch sein Amt vernachläßigen, wenn er, nachdem „er tausendmal gesagt hat: **Thut Buße**, auch ein„mal riefe: **Sterbet freudig fürs Vaterland?**„ Sie beschloß, daß niemand ihrem Manne das Verdienst rauben sollte, dieser Auffoderung zuerst ein Genügen gethan, noch ihr das Verdienst, ihn dazu aufgemuntert zu haben. Von diesem Vorsatze voll, trat sie, welches sie sonst selten zu thun pflegte, in **Sebaldus** Studirstube. Sie las ihm aus der

Schrift, die ihr so sehr gefiel, die stärksten Stellen vor. Sie beschloß mit der eben angeführten, an die Prediger gerichteten Stelle, und setzte alle Gründe, die sie sammeln konnte, zusammen, um ihn zu bewegen, daß er den nächsten Sonntag seiner Gemeine predigen sollte: **Sterbet freudig für das Vaterland.**

Sie fand bey ihrem Manne einen stärkern Widerstand, als sie sich vorgestellet hatte. **Sebaldus,** dessen Geist ohne Prophezeyung nicht so leicht in Enthusiasmus gerieth, und der durch D. **Stauzius** Einweihungspredigt noch weniger erwärmt worden war, hatte ihrer feurigen Deklamation hundert kalte Gründe entgegen zu setzen, auf die sie sich nicht gefaßt gemacht hatte. Er sagte ihr unter andern, daß ein Geistlicher, wenn er glaubte, oft genug gerufen zu haben: **Thut Buße**, noch eine Menge Wahrheiten zu predigen habe, die ihm alle noch nützlicher dünkten, als der **Tod für das Vaterland.** „Und, setzte er hinzu, „wo ist in unserm unter Krieg und Verheerung seufzenden Deutschlande, jetzt wohl das Vaterland zu „finden? Deutsche fechten gegen Deutsche. Das „Kontingent unsers Fürsten ist bey dem einen Heere, „und in unserm Ländchen wirbt man für das andere. „Zu welchem sollen wir uns schlagen? Wen sollen „wir

„wir angreifen? Wen sollen wir vertheidigen? Für „wen sollen wir sterben?

Wilhelmine, die einmal beschlossen hatte, daß vom **Tode fürs Vaterland** gepredigt werden sollte, sah wohl ein, daß allgemeine Gründe ihren Mann nicht bewegen würden, sie nahm also zu solchen ihre Zuflucht, die ihn näher angiengen. Sie versetzte: „Wird denn nicht in diesem Kriege wider die Franzo„sen gestritten? Ich glaube immer, die Deutschen sind „ächte Deutsche, die auf Türken und Franzosen los„gehen. Sie haben mir, mein Lieber! oft von Weißa„gungen vom nahen Untergange Frankreichs vorge„sagt: sollte in der Apokalypse keine Weißagung seyn, „die den itzigen Krieg angeht? Schlagen Sie doch „nach. Wer weiß, ob in diesem Kriege nicht Deutsche „das stolze Frankreich erobern sollen? Wie? wenn „es Ihnen nun vorbehalten wäre, durch Ihre Predigt „zu diesem großen Werke den ersten Anlaß zu geben? „Welcher Ruhm für Sie, wenn auch auf Sie und „auf Ihre Predigt mit geweißagt wäre! Können Sie „der Kraft so vieler Gründe wohl widerstehen? Ich „dächte, Sie müßten dadurch **determinirt** werden.„

Der arme **Sebaldus** war nun bey allen seinen Schwächen angegriffen, denn **Wilhelmine** pflegte sehr selten die Apokalypse anzuführen, noch weniger

pflegte

pflegte sie der Franzosen mit einem widrigen Seitenblicke zu gedenken, und über den zureichenden und determinirenden Grund waren ihre Gedanken ihres Mannes Gedanken so schnurstracks zuwider, daß weder **Sebaldus** das Wort **zureichend**, noch **Wilhelmine** das Wort **determinirend** jemals in den Mund zu nehmen pflegte. Es geschah also hier, was immer zu geschehen pflegt, daß die gefällige Freundlichkeit eines Frauenzimmers die besten Gründe einer Mannsperson unkräftig machte.

Sebaldus wählte einen schicklichen Text für den nächsten Sonntag aus der Apokalypse; und da dieses das erste mal war, daß er über einen Text aus diesem von ihm so geliebten Buche predigte, so hielt er seine Predigt **vom Tode fürs Vaterland** in einem enthusiastischen Feuer, das seine Gemeine sonst an ihm nicht gewohnt war. Als er aus der Kirche nach Hause gieng, bemerkte er sogleich die Frucht seines Eifers. Er sah auf dem Kirchhofe einen ziemlichen Auflauf, und hörte jemand sehr laut reden. Als er näher hinzu kam, hörte er, daß ein im Dorfe liegender Unterofficier, der mit in der Kirche gewesen war, zu seiner Predigt einen epanorthotischen *Usum* hinzu that, und nicht ohne Frucht; denn zehn junge, rasche Bauerkerle nahmen auf der Stelle Dienste.

Dem

Dem Sebaldus klopfte hiebey ein wenig das Herz, aber **Wilhelmine** jubilirte über den glücklichen Erfolg ihres Vorschlags. Sie wendete, auf dem Wege aus der Kirche nach Hause, alles an, um ihrem Mann eben so freudige Gesinnungen mitzutheilen. Es würde ihr vielleicht gelungen seyn, wenn nicht zween Briefe, die sie bey ihrer Ankunft zu Hause fanden, ihre Freude etwas niedergeschlagen hätten. Der eine war von einem Professor der Universität, wo ihr ältester Sohn studirte. Er meldete ihnen ohne Umschweife, daß ihr Sohn, mit Hinterlassung vieler Schulden davon gelaufen sey, und daß niemand wisse, wohin. Beide Aeltern fuhren bey dieser unvermutheten Nachricht zusammen, und zitterten vor dem zweyten Briefe. Als sie auf der Aufschrift ihres Sohnes Hand erblickten, so riß ihn **Wilhelmine** aus **Sebaldus** Händen, und las ihn. Der Sohn meldete darinn, ohne von seinen Schulden etwas zu erwähnen, „daß er es für einen „guten Bürger für schimpflich halte, stille zu sitzen, „wenn das Vaterland in Noth sey; daß die Römer „und Griechen in ihrer Jugend Kriegsdienste gethan „hätten; daß er diesem glorreichen Exempel folgen „wollte, und daher auch zur Armee gegangen sey. Er „meldete zu gleicher Zeit seinen Aeltern, daß er vor der „Hand einen fremden Namen angenommen habe,

„und so lange führen wolle, bis er seinem wahren Na„men Ehre bringen könnte.„ Sebaldus war bey dieser Nachricht ganz blaß, und Wilhelmine fiel mit einem lauten Geschrey rücklings aufs Kanape. Sie besann sich aber bald, daß itzt die beste Gelegenheit sey, Spartanische Gesinnungen zu zeigen, ermannete sich, stand auf, und sagte mit thränenden Augen: „Ich habe ihn dazu geboren!„ Sie suchte auf alle Weise ihre heldenmüthigen Gesinnungen bey sich wieder hervor zu rufen. Bald stellte sie sich die grossen Thaten vor, die ihr Sohn verrichten würde; bald bedauerte sie nur, daß er seinen Namen verändert hätte, weil sie auf diese Art von ihr unbemerkt geschehen könnten. Bald hoffte sie wieder, daß er, wenn er etwas großes verrichtet hätte, gewiß seinen Namen kund thun werde. Inzwischen konnten alle diese heroischen Gesinnungen, mit denen sie sich tröstete, und die dem Sebaldus gar keinen Trost gaben, weder ihre mütterliche Zärtlichkeit noch des Sebaldus weise Betrachtungen unterdrücken, die sich beständig dazwischen mischten. Nachdem sie damit den Nachmittag zugebracht hatten, legten sie sich beiderseits in einer solchen Gemüthsverfassung schlafen, daß, wenn sie vier und zwanzig Stunden vorher darinn gewesen wären, Sebaldus schwerlich würde gepre-

digt

digt haben: Sterbet freudig für das Vaterland, noch Wilhelmine ihn dazu würde haben ermuntern wollen.

Dritter Abschnitt.

Indessen erscholl die Nachricht von Sebaldus Predigt und von ihren Folgen bald bis in die fürstliche Residenzstadt. Sebaldus hatte im Konsistorium zwey sehr mächtige Feinde. Der eine war der Präsident, der als ein Ehrenmitglied verschiedener Deutschen und Lateinischen Gesellschaften viele sehr fließende Deutsche Reime, und viele sehr deutliche Lateinische Chronodistichen verfertigte. Alle am fürstlichen Hofe vorfallende Galatage, alle Landplagen, als Heuschrecken, Hagel, feindliche Einfälle, alle Promotionen der ihm untergebenen Konrektoren und Landprediger, besang seine Muse ungesäumt. Wilhelmine war eine viel zu feine Kennerinn der schönen Wissenschaften, als daß sie sich dem falschen Geschmacke, der in ihrem Vaterländchen beschützt ward, nicht hätte widersetzen sollen. Sie sprach bey jeder Gelegenheit von den Deutschen Versen des Präsidenten überaus verächtlich, und seine Lateinischen Chronodistichen, wenn sie sie auch nicht verstand, so wußte sie sie doch aus dem Zuschauer mit einer Reihe Solda-

ten zu vergleichen, in welcher einige Riesen zwischen einer Anzahl Zwerge stånden. Nun ist es bekannt, daß alle Dichter sehr empfindlich, und die schlechten Dichter gemeiniglich die empfindlichsten sind: es ist also leicht zu erachten, daß es der Pråsident für einen unerhörten Eingriff in die Landesverfassung und gute Subordination hielt, daß eine Landpfarrerfrau sich über die Verse eines Mannes wie er, öffentlich aufhalten dürfte, und daß er keine Gelegenheit wird verabsåumet haben, ihrem Manne empfinden zu lassen, daß er sein Oberer war. Der zweyte Feind des **Sebaldus** war der Generalsuperintendent, **D. Stauzius.** Dieß war eben der Pfarrer, der den **Sebaldus** mit **Wilhelminen** getrauet hatte, der wilde Mann, der so gern von dem Obersten **Menzel** und von dem lustigen Treffen bey Roßbach sprach. Er hatte kurz nach **Sebaldus** Heurath die Ausgeberinn des Pråsidenten geheurathet, die **Sebaldus** verschmåhet hatte, und war dadurch Generalsuperintendent geworden. So wie er an Stande zunahm, wuchs auch sein Eifer für die Orthodoxie. Er lies sich zum Doktor der Theologie machen, damit er einen doppelten Beruf håtte, sich der Orthodoxie alles Fleißes anzunehmen. Er erhielt im Lande eine solche Einförmigkeit in der Lehre, wie ein Hauptmann bey einer wohl eingerichteten Kompagnie Soldaten, bey der

jeder

jeder Rock so lang, als der andere, jeder Zopf so dick, als der andere, jede Stiefelette so lang aufgeknüft ist, als die andere, und die sich nie nach ihrem eigenen Willen, sondern bloß nach dem Wink ihrer Obern beweget. So bald ein Prediger nur den geringsten Geruch von Ketzerey an sich spüren ließ, ward er abgeschafft. Dadurch ward das Ländchen wirklich so rein gehalten, daß **Sebaldus** der einzige war, der auf der schwarzen Liste stand. Schon als **D. Stauzius** noch Dorfpfarrer war, hatte er sich mit **Sebaldus** oft über die Ewigkeit der Höllenstrafen gestritten, die er mit großem Eifer behauptete, und von der **Sebaldus**, wie wir den Leser schon haben merken lassen, Begriffe hatte, die zwar ganz menschenfreundlich, aber gar nicht orthodox waren. Seitdem **D. Stauzius** Superintendent geworden war, hatte er die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen noch nothwendiger gefunden. Er merkte beym Antritt seines Amts bald, daß er bey den Kammerjunkern und den fürstlichen Räthen mit dem florentinischen Wetterglase, aus welchem er vormals seinen Bauern Wind und Wetter vorhersagte, *) nicht viel ausrichten konnte. Er legte sich also, um sie in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein recht derbes Gesetzpredigen. Er malte ihnen den hölli-

*) S. Wilhelmine S. 105.

schen Schwefelpful recht schrecklich, und die Martern der Verdammten recht gräßlich vor; wobey er denn mit einem hohlen klagenden Tone das Wort **ewig! ewig! ewig!** sehr oft erschallen ließ. So streng und unerbittlich er aber auf der Kanzel gegen die Sünder war, so gefällig und nachgebend war er gegen seine Frau, die er aus so vornehmen Händen empfangen hatte. Sie regierte ihn ganz. Unglücklicher Weise aber für den **Sebaldus**, war sie auf denselben und auch auf seine Frau sehr übel zu sprechen. Sie konnte es ihm noch nicht vergeben, daß er ihre Hand und mit ihr ein einträgliches Amt ausgeschlagen hatte, bloß um eine jüngere und schönere Person zu heurathen. Wenn also **D. Stauzius** gegen den **Sebaldus** nur ein verdrießliches Wort sagte, so setzte sie noch zwey oder drey hinzu, und brachte sowohl ihren itzigen Mann, als ihren gewesenen Herrn wider ihn auf. Welch Wunder also, daß **Sebaldus** sehr oft, auch bey den geringfügigsten Vorfällen, nachdrückliche Verweise aus dem Konsistorium bekam.

Die gegenwärtige Sache hingegen war zu wichtig, als daß sie mit einem bloßen schriftlichen Verweise konnte abgemachet werden. **Sebaldus** ward also in Person nach der fürstlichen Residenz, vor dem Konsistorium zu erscheinen, gefodert. Als er erschien, sah

ihn der Präsident von oben bis unten an, seufzte, machte die Augen zu, hob das Angesicht gen Himmel, und hielt ihm in einem feinen, etwas heisern und langgezogenen Ton, seinen Unfug vor, daß er von etwas anderm, als von Buße und Zerknirschung des Herzens gepredigt hätte, welches den symbolischen Büchern schnurstracks zuwider sey. Kaum hatte er ausgeredet, als der Superintendent aufstand. Er schrie mehr, als er sprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Gesichte, runzelte seine starken halbgrauen und halbrothen Augenbraunen, konnte noch nicht sprechen, und schüttete, als er anfieng, in einem hohlen bellenden Ton, so schnell, daß Ein Wort das andere jagte, Ein gestottertes Anathema über das andere auf den armen **Sebaldus** aus. Er hielt ihm vor, daß die zehn angeworbenen Bauerkerle vermuthlich hätten in den Stand der Gnade kommen können, daß sie aber nun in dem Lande, wohin sie gebracht würden, Atheisten werden, und also ewig verdammt werden müßten. Auch Er, **Sebaldus**, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen Schuld wäre, u. s. w.

Sebaldus antwortete bescheiden mit wenig Worten, und ließ am Ende seiner Rede einfließen, „daß „Gott gnädiger wäre, als erbitterte Menschen; daß

„er uns nach der reinen Absicht unsers Herzens, nicht „aber nach einem nicht vorhergesehenen Erfolge unse„rer Handlungen, richten werde.„

Stanzius fuhr ihn mit unbeschreiblicher Wut an: „Ob er die Ewigkeit der Höllenstrafen glaube?„

Sebaldus antwortete ganz gelassen: „Er glaube „nicht, daß es Menschen gezieme, der Güte Got„tes Maaß und Ziel zu setzen. Sie sehen, meine „Herren, redete der äußerst aufgebrachte Superin„tendent die anwesenden an, daß dieser gottlose Mann „in den Grundlehren des Glaubens irrig ist, und „schändliche grundstürzende Irrthümer behauptet: „ich trage also darauf an, daß er unverzüglich seines „Amtes entsetzt werde, damit er die Seelen der ihm „anvertrauten Heerde nicht ferner in Gefahr bringe.„

Der Präsident antwortete hierauf mit sanftmüthiger Miene: „Es ist zwar war, daß **Ehrn Noth„anker** sich eine schwere Verschuldung hat zur Last „kommen lassen: doch erfodert die Christliche Liebe, „daß man in einer so wichtigen Sache, als die Ab„setzung vom Amte ist, sich nicht übereilen müsse. „Daher ist meine Meinung, daß dem Fiskal auf„getragen werde, eine in gehöriger Form abgefaßte „Klage zu überreichen, welche dem Beklagten, mit „dem Bedeuten sie in zween Tagen zu beantworten,

„*sub*

„*sub poena praeclusi*, und daß alsdann *in contumaciam* wider ihn erkannt werde, zu communiciren sey, deßgleichen, daß derselbe auf nächste Session in vierzehn Tagen beschieden werde, um die alsdann abzufassende Sentenz anzuhören.„ Dieser Meinung fielen alle bey, und **Sebaldus** verfügte sich mit schwerem Herzen nach Hause.

Die Klage des Fiskals lief in wenig Tagen ein, und weil darinn noch mehr auf die Ewigkeit der Höllenstrafen, als auf die gehaltene Predigt Rücksicht genommen war: so glaubten **Sebaldus** und **Wilhelmine** darinn die Feder des **D. Stauzius** zu erkennen. **Sebaldus** beantwortete sie in den gesetzten zween Tagen ausführlich, und **Wilhelmine** fügte noch einige Anmerkungen hinzu, die ihrer Meinung nach die Unschuld ihres Mannes so treffend bewiesen, daß sich auch nicht das geringste nur mit einigem Scheine dawider sagen ließe. Die Verantwortung ward übergeben, und **Sebaldus** schwebte indessen zwischen Furcht und Hoffnung. An dem angesetzten Tage begab er sich nach der Residenz. Er mußte in dem Vorzimmer der Sessionsstube eine halbe Stunde warten, unterdessen daß über sein Schicksal gerathschlagt ward. Darauf ward er hineinbeschieden, um die Sentenz anzuhören, welche, nach

dem gewöhnlichen Eingange, folgendermaßen lautete:

„Daß Beklagter wegen irriger Lehre und Ab„weichung von den so theuer beschwornen symboli„schen Büchern, wobey er, aller liebreichen Ermah„nungen unerachtet, verharre, seines Predigt- und „Lehramts zu entsetzen, und er bedeutet werde, sich al„les fernern Lehrens, Predigens und sonstiger *Actuum* „*ministerialium* gänzlich zu enthalten, so lieb als ihm „die Vermeidung fürstl. Ungnade, und zweyjähriger „Zuchthausstrafe sey. V. R. W.„

Es fand keine Appellation Statt. Es ward dem guten **Sebaldus** von dem Konsistorialboten unverzüglich Kragen und Mantel abgenommen; zugleich ward er ernstlich bedeutet, die Pfarrwohnung zu räumen, indem die Pfarre bereits vergeben sey, und darauf ward er mit einer väterlichen Ermahnung in Frieden entlassen. Das Konsistorium aber blieb noch versammlet, um den Präsidenten ein Lateinisches Chronodistichon auf diesen merkwürdigen, zur Festhaltung der reinen orthodoxen Lehre abzweckenden *Actum*, verlesen zu hören, das er in den vierzehn Tagen seit der letzten Session zu Stande gebracht hatte.

Sebaldus war, als er auf die Straße kam, von

dem,

dem, was vorgegangen war, so betäubt, daß er alle Besonnenheit verlor. Seine Füße trugen ihn mechanischer Weise gerade nach Hause. **Wilhelmine** hatte sich, aus zureichenden Gründen, von dem Ausgange des Processes die beste Hoffnung gemacht. Sie hatte daher, in der von ihr selbst gepflanzten Laube, neben dem Pfarrhause, eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet. Als sie damit fertig war, gieng sie ihrem Manne, mit ihren beiden Töchtern, entgegen. Er kam endlich. Als er noch einige Schritte von ihr war, sah sie schon, in seinen wilden starr auf sie gerichteten Augen, einen Theil des über sie schwebenden Unfalls. Er kam näher, und sagte ihr in wenig Worten, wie groß ihr Unglück sey. **Wilhelmine** ward blaß, die Knie zitterten ihr, sie fiel in ihrer Tochter Arme, und die kleine **Charlotte** warf sich auf ihre Mutter und weinete. **Wilhelmine** ward erst nach geraumer Zeit ihrer Sinne wieder mächtig, und in großer Schwachheit nach Hause gebracht. Alle die Vergnügungen, die sich diese kleine Familie, bey dem Abendmahl in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters, versprochen hatte, waren dahin. **Wilhelmine** war von dem heftigen Schrecken so sehr beweget worden, daß sie in wenig Stunden in einem starken Fieber lag. **Mariane**,

ob sie gleich ihr Herzeleid verbarg, konnte doch, indem sie ihrer Mutter Handreichung leistete, ihre nassen Augen nicht verbergen. Die kleine **Charlotte** winselte unaufhörlich, weil sie ihre Mutter leiden sahe. **Sebaldus** aber, über sein Unglück kaum so sehr niedergeschlagen, als über die Härte rachgieriger Menschen bestürzt, saß staunend, in der stillen Schwermuth, die äußerlich kalt scheint, aber innerlich mit desto grösserer Heftigkeit auf die Lebensgeister wütet.

Vierter Abschnitt.

Des andern Morgens frühe, erschien vor **Sebaldus** Thüre ein Wagen, in welchem **Mag. Tuffelius**, der Informator der Kinder des Superintendenten saß. Diese Person war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte sich mehr der Magerkeit eines Kandidaten, als der Feistigkeit eines Pfründenbesitzers. Sein hageres, bleiches Gesicht war beständig wasserrecht gerichtet, ohne sich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände, die etwas länger waren, als sie hätten seyn sollen, hielt er mehrentheils gerade vor sich weg, und bewegte sie wellenförmig, wie ein schwimmender im Wasser. Sein Gang war abgemessen und bedächtlich, als wenn er sich fürchtete auf etwas zu treten, und wenn er sprach, welches nie oh-

ne Noth geschah, war seine Stimme allezeit einen halben Ton höher gestimmet, als anderer Leute Stimme, und hatte dabey etwas quäkendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ sich durch den Bauer, der ihn gefahren hatte, anmelden, stieg, nach empfangener Antwort, langsam aus dem Wagen, und schritt fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn **Sebaldus** und **Mariane** empfiengen. Er legte seinen Hut vor seinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Anwesenden mit einem halbtiefen Bücklinge, ohne Haupt und Füße zu bewegen, und ohne ein Wort zu sprechen; setzte sich, und that, nach verschiedenen Hem, Hem, seinen Vortrag folgendermaßen:

„Da ich den göttlichen Beruf erhalten habe, die „Seelen dieses Dorfs, als ein treuer Hirte, zu weiden: „so wird es denn wohl nöthig seyn, daß mir dieses „Pfarrhaus, als meine künftige Wohnung, sogleich „geräumet werde; sintemal ich in dem Herrn entschlossen bin, mein Amt unverzüglich anzutreten, und zu „dem Ende noch anheute auf meine nächstens zu haltende Antrittspredigt zu studiren.„ **Sebaldus** stellte ihm vor, daß es unmöglich seyn würde, das Haus zu räumen, um so viel mehr, da seine Frau diese Nacht krank geworden wäre. **Tuffelius** antwortete sehr trocken: „Die Ihnen in Person vorgelesene Sen-

„tenz

„tenz enthält deutlich, daß Sie die Pfarrwohnung so-
„gleich räumen sollen; und es muß jeder Christ der
„Obrigkeit unterthan seyn, die Gewalt über ihn hat.
„Ich rathe Ihnen also wohlmeinend an, sich zu hüten,
„daß Sie nicht einst zu einem Beyspiele angeführet
werden, wie die Abweichung von der reinen Lehre auch
„zuletzt Rebellion wider die Obrigkeit hervorbringt.„
Sebaldus war durch diese Rede so sehr zum Erstau-
nen gebracht, daß er den **Mag. Tuffelius** mit star-
ren Augen ansah, und stillschwieg. **Mariane** aber
nahm das Wort, und sagte mit sanfter und zitternder
Stimme zum **Tuffelius**: „Wir sind nicht Willens,
„uns zu widersetzen, wir sind auch dazu viel zu schwach;
„wir verlangen nur so viel Zeit, als nöthig ist, um ei-
„ne andere Wohnung zu suchen, dazu ist Ein Tag zu
„kurz. Zudem ist meine Mutter gefährlich krank ge-
„worden. Ein Prediger ist Bote des Friedens, er
„soll Ruhe, Einigkeit und Wohlwollen befördern.
„Wollen Sie also wohl den Anfang Ihres Predigt-
„amts damit machen, daß sie eine äußerst schwache
„Kranke aus dem Hause werfen?„ **Tuffelius**, der
mit seinen Augen bisher noch immer unverwandt ge-
rade vor sich weg gesehen hatte, richtete sie in einer mit
dem Horizonte parallelen Linie gegen **Marianens**
Antlitz, runzelte die Stirn, zog den Mund ein wenig

in die Breite, und sagte mit etwas lauterer Stimme und aufgehabener rechten Hand: „*Mulier taceat in* „*rebus ecclesiasticis*! Meine liebe Jungfer, ich wä„re nicht werth, ein vieljähriger Kandidat des heiligen „Predigtamts zu seyn, wenn ich die Pflichten dieses „hochwichtigen Amts nicht wüßte. Die erste Pflicht „desselben ist wohl wahrlich, daß, in Rücksicht auf „geistliche und göttliche Dinge, alle irrdischen und welt„lichen Dinge uns gar nicht bewegen müssen. Es wür„de unverantwortlich seyn, wenn man die armen „verirrten Schafe einen Sonntag über ohne Hirten „lassen wollte: es ist also meine höchste Pflicht, mich „ihrer ohne Verzug anzunehmen, und sie bald wieder „auf den rechten Weg und auf die gute, gesunde Weide „der reinen Lehre zu führen, wovon sie leider! (hier „seufzete er, und that einen halben Blick auf den Se„baldus) vielleicht ab, und in den stinkenden „Sumpf der Heterodoxie geführet worden sind.„ Es ward hierüber noch vieles hin und her geredet, und **Tuffelius** ließ sich endlich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu seyn, daß ihm vor der Hand eine Stube eingeräumet würde, begab sich in dieselbe, schrieb einen langen Brief, mit dem er den Bauern, der ihn gefahren hatte, zurücksendete, legte **Lankischens Konkordanz**, die er im Kuffer mitgebracht hatte, auf

auf den Tisch, und fieng an, den Faden seiner Anzugspredigt zu spinnen.

Sebaldus, **Wilhelmine** und **Mariane** hatten sich immer bloß auf ihre gute Sache verlassen, und sahen nunmehr zu spät ein, daß so gut eine Sache auch ist, dennoch eine mächtige Protektion zu einem vortheilhaften Ausschlage nie überflüssig seyn werde. **Wilhelmine** erinnerte sich des Hofmarschalls und des Grafen von **Nimmer**, sie glaubte, daß diese mächtigen Patrone sie gewiß nicht würden verlassen haben, wenn man sie um Hülfe ersucht hätte. Da sie bey der Schwachheit ihres Körpers nichts von der Lebhaftigkeit ihres Geistes verloren hatte, so fieng sie an, muthige Hoffnung zu hegen, daß durch mächtige Vorworte vielleicht ihr Schicksal noch könnte geändert werden. Sie wendete alle Kräfte an, ihren Mann zu bereden, daß er nach der Stadt gehen, und bey seinen Gönnern Hülfe suchen sollte: welches **Sebaldus** endlich versprach. Es ward ferner verabredet, daß man die Pfarrwohnung nicht freywillig räumen wollte, und **Wilhelmine** wußte viele zureichenden Gründe anzuführen, warum Gewalt weder gebraucht werden könnte noch würde. So lange man nur im Besitz wäre, glaubte sie, könnte noch wohl die Absetzung widerrufen werden. Mit diesen Ueberlegungen beschäfftig-

tigten sie sich bis auf den Abend, da sie sich etwas beruhigt niederlegten. Eben dieß that auch **Tuffelius**, nachdem er mit lauter Stimme seinen Abendsegen abgelesen, und ein Abendlied von zehn Versen gesungen hatte. Wir wissen aber nicht genau, ob es **Der Tag hat sich geneiget**, oder **Nun sich der Tag geendet hat**, gewesen sey.

Fünfter Abschnitt.

Den andern Morgen früh gieng **Sebaldus** bey Sonnenaufgang nach der Stadt. **Wilhelminen** hatten ihre süßen Hofnungen eine ruhige Nacht verschafft, wodurch sie merklich gestärkt ward. Sie ließ sich einige Stunden nachher in einen Großvaterstul setzen, trank Thee, und hielt den Kopf der kleinen **Charlotte**, die selbst die Nacht sehr unruhig zugebracht hatte, und über Hitze und Bangigkeit klagte. Sie wollte sich eben von **Marianen** etwas aus **Wielands Sympathien** vorlesen lassen, als **Tuffelius** unangemeldet in ihr Schlafzimmer trat. Er war im Schlafrocke, und hatte eine von seiner eigenen Hand sehr weiß gepuderte Perucke aufgesetzt. „Ich freue mich, sagte er, (nachdem er ihr in dem „Herrn Friede gewünscht hatte) Sie außer dem Bette, „und so gesund, stark und munter zu sehen, welches sehr

„gut ist, indem Sie mir anheute ohne Widerrede das „ganze Haus einräumen müssen.„

Wilhelmine, ganz erstaunt, stellte ihm die Unmöglichkeit vor

Tuffelius erwiederte: „Es kann kein fernerer „Aufschub Statt finden. Auf nächstkünftigen Sonn„tag wird meine Introduktion vor sich gehen: daher „wird der Herr Generalsuperintendent des Sonna„bends bey mir abtreten; dazu muß ich in meinem „Hause alle nöthigen Anstalten machen, zumal da „er die Jungfer **Ursula Stauzin** mit sich bringen „wird, mit welcher ich mich in ein Christliches Ehe„verlöbniß eingelassen, so ich Ihnen aus nachbarli„cher Freundschaft hiemit will notificirt haben. Säu„men Sie also nicht ferner. Es stehet geschrieben: „**Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im „Winter**; itzt sind wir mitten im Sommer, und „Sie können also wohl zufrieden seyn.„ Hiebey blieb es. **Wilhelminens** Gründe, **Marianens** Bitten, **Charlottchens** Weinen und Aechzen, ob sie sich gleich ihm zu Füßen warf, halfen nichts. Er führte sie säuberlich, eine nach der andern, zur Thüre hinaus, wo sie, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, vier fürstliche Trabanten, von einem Unterofficier befehligt, vorfanden. Durch diese ließ **Tuffelius**, alles was im

Hauß

50. S.

D. Chodowiecki inv. & f.

Hause befindlich war, sehr behutsam auf die Straße setzen, und gab selbst Achtung, daß nicht das geringste zerbrochen ward.

Es war heller Sonnenschein, da dieß geschah, und also war es freylich des **Tuffelius** Schuld nicht, daß eine Viertelstunde darauf ein starker Regen fiel. **Wilhelmine** mit ihren Kindern suchte sich, unter einem am Hause gelegenen Schuppen, vorm Regen zu verwahren. Alle Bauern waren zusammengelaufen. Sie hätten bey einer andern Gelegenheit ihrem Pfarrer freylich nachdrückliche Hülfe geleistet: aber der Anblick der fürstlichen Uniform, und des blanken Pallasches des Unterofficiers, erinnerte sie ihrer treugehorsamsten Pflicht. Einer kratzte sich den Kopf, der andere schüttelte den Kopf, und so gieng einer nach dem andern weg, bis sie der Regen vollends zerstreute.

Nur Ein Bauer, den **Sebaldus** bey einem gewissen Vergehen, wegen dessen er ihn hätte zur Kirchenbuße zwingen können, mit einer bloßen liebreichen Ermahnung bestraft hatte, ließ sich das Elend zu Herzen gehen. Er führte **Wilhelminen** mit ihren Kindern in sein Haus, und holte mit seinem Knechte ihre Sachen nach, die er, bis auf weitere Anordnung, wenigstens vor dem Regen sicher stellte.

Sebaldus war unterdessen in der Stadt ange-

kommen. Sein erster Gang war zum Hofmarschall, bey dem er sich melden ließ, und auch, nach einem halbstündigen Warten, vorgelassen ward. Der Hofmarschall war nicht mehr eben derselbe, der er vor einigen zwanzig Jahren gewesen war, als er **Wilhelminen** dem Pastor zuführete. Er hatte sich unterdessen mit der schönen Klarisse vermählet. Dieß war ein eitles, verschwenderisches, kokettes Ding, bey der er wenig vergnügte Stunden hatte. Sie vergeudete seine Güter, putzte sich den halben Tag, und brachte die andere Hälfte mit ihren Liebhabern zu, die sie alle vier Wochen abwechselte. Ihren Gemahl bekam sie nicht zu sehen, als wenn sie Geld zur Bezahlung ihrer Spielschulden von ihm zu fodern, oder sonst mit ihm zu zanken hatte; und endlich, nach einem zehnjährigen Ehestande, starb sie im Wochenbette, woran, wie damalige Hofnachrichten bezeugen, der Hofmarschall gar nicht Schuld zu seyn glaubte. Er auf seiner Seite hatte mehr als fünf und zwanzig Jahre lang, wie es einem treugehorsamsten Hofmarschall gebühret, allen Hofefesten Ehre gemacht, und zur Ehre des Fürsten dessen Wein nie gesparet, sondern hatte alle durchreisenden hochadelichen, freyherrlichen und gräflichen Layen redlich unter den Tisch getrunken; hingegen war er auch freylich von manchen geistlichen Herren, als

Aebten, Domherren, Mönchen, Kapitularen, Deutschen Rittern und Maltheserrittern wieder redlich unter dem Tisch getrunken worden. Er hatte auf diese Art in den Diensten der gnädigsten Landesherrschaft seine Gesundheit, und den größten Theil des Vermögens, das ihm die schöne Klarisse übrig gelassen hatte, zugesetzt. Er glaubte also ein Recht zu haben, für seine treu geleisteten Dienste mit einer ansehnlichen Pension auf Lebenszeit belohnt zu werden. Er hatte damals vor einigen Wochen darum angehalten, hatte aber statt derselben in sehr gnädigen Ausdrücken seinen Abschied, mit dem Prädikat, als fürstl. Geheimerrath erhalten. Seit dieser Zeit hatte er zum öftern Anfälle von Devotion, die mit den Anfällen vom Stein, vom Chiragra und Podagra abwechselten; und itzt, da **Sebaldus** ihm aufwarten wollte, hatte er eben einen Anfall von Devotion, Chiragra und Podagra zugleich. Er lag auf einer **Bergere**,*) beide Füße in Flanell gewickelt, und auf einer daneben stehenden **Servante****) von Mahagoniholze lagen **Goezens Todesbetrachtungen auf alle Tage**, und der **wohlgerüstete Himmelswagen**, nebst den **Frankfurter Reichs**=

*) Ein Lehnstuhl mit vorstehendem Sessel, um darauf die Füße zu legen.

**) Eine Art von kleinem Tische.

Ober-Post-Amts-Zeitungen. Sobald der Schmerz in den Händen und Füßen zu arg ward, ergriff er eins von den Büchern, und las überlaut eine Betrachtung oder Gebet über das andere, und um desto heftiger und lauter, je ärger der Schmerz war; so bald er aber nachließ, ergriff er die Zeitungen, um sich an den Berichten von den grausamen Metzelungen, die die Reichsexecutionsarmee unter den Preußischen Heeren zuletzt angerichtet hatte, in der Stille das Herz zu laben. Eben beym Zeitungslesen traf ihn Sebaldus an, und dieß war für sein Anliegen eben nicht vortheilhaft. Der Hofmarschall fuhr ihn ziemlich darüber an, daß er nicht Buße gepredigt hätte, anstatt durch seine Predigt eine Armee zu verstärken, von der, wenn das verwünschte Rekrutiren nicht wäre, schon kein Mann übrig seyn müßte. Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom Deutschen Vaterlande, die der berühmte Verfasser des Deutschen Nationalgeistes und der Reliquien, irgendwo auch einmal gehöret haben muß, weil man in diesen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagrische Hofmarschall zum Pastor Sebaldus sagte. Nachdem diese Lektion eine halbe Stunde gewähret hatte, kam er auf des Sebaldus Anliegen zurück, wegen dessen er ihn an

den

den Konsistorialpräsidenten verwies. Doch versicherte er ihn, als ein alter Hofmann, höflich bey allen Gelegenheiten seiner Protektion. **Sebaldus** fuhr nach dem Schlafrockzipfel, um ihn zu küssen, welches er auch ruhig geschehen ließ. Hingegen hob er seine Hand auf, um an seine Schlafmütze zu greifen, weil er aber vermuthlich vergaß, daß er die Hand nicht wohl beugen konnte, empfand er plötzlich einen so empfindlichen Schmerz, daß er ein Sacr** ausrief, sogleich nach **Goezens Todesbetrachtungen** griff, und laut zu lesen anfieng: **Betrachtung am 15ten Junius.**

Sebaldus war durch diesen Besuch wenig getröstet worden. Er suchte seinen Freund **Hieronymus** auf, hörte aber, daß derselbe verreiset wäre. Er gieng daher nach einem Wirthshause, wo er den Rest des Tages blieb. Den andern Morgen frühe machte er sich nach **Rennsdorf** auf, dem Sitze des Grafen von **Nimmer**, wo er gegen elf Uhr ankam. Diese Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menschlichen Gesellschaft beynahe Mittag ist, war für den hochgräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ungefähr hatte er das Bette verlassen, hatte das wichtige Geschäfft des Küchenzettels abgefertigt, und war itzt beschäfftigt, auf einem weichen So-

sa seine Chokolate einzuschlürfen, und auf die Verdauung der gestrigen Mahlzeiten zu warten. Sobald sich **Sebaldus** anmelden ließ, ward er sogleich vorgelassen. Er näherte sich mit wenigstens zwanzig Bücklingen dem hochgräflichen Lager, und stammlete etwas einem Komplimente ähnliches, welches der Graf in eine Frage nach seinem Befinden verdolmetschte, und nach verschiedenem Räuspern antwortete:

„Nicht recht wohl, mein lieber Herr Pastor! „mein böser Morgenhusten quälet mich alle Tage „mehr. Ich kann nichts mehr essen. Gestern habe „ichs nur einmal gewagt, eine Hummerpastete zu „kosten, die liegt mir heute noch im Magen. Ich „bin gar zu schwach. Selbst die Astrakanschen Me„lonen wollen mir nicht bekommen und die Ananas „machen mir Blähungen. Ich habe mir heute bloß ein „einziges **Ragout fin** bestellt: ich muß heute fasten, „um meinen Magen wieder herzustellen. Aber ists „nicht elend, mein lieber Herr Pastor, wenn man „nicht essen kann.„ **Sebaldus** antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ja wohl, Ew. Hochgräfl. „Gnaden, fast eben so schlimm, als wenn man „nichts zu essen hat; ich befürchte beynahe, daß ich in „diesem Fall : : :

„Der

Der Graf fiel ihm ins Wort: „Sie haben Recht, „lieber Herr Pastor, bald wird man auch gar nichts „zu essen haben: der leidige Krieg verdirbt alles. „Ich habe ein Paar Winter recht elend zugebracht. „Die Austern kamen sehr unrichtig an. Den ganzen „vorigen Winter über habe ich aus Preußen kein „Birkhuhn gesehen; auch Stör bekömmt man nicht. „Sehen Sie, Herr Pastor, ich bin ein Deutscher Pa„triot: ich kann das Französische Essen nicht leiden. „Ich kann ihre Consommés à la Cardinale, ihre „C—les d'agneau frites nicht ausstehen. Lieber „Herr Pastor, wir müssen bedenken, daß wir Deut„sche sind. Wir können uns zwar die guten Fran„zösischen Brühen gefallen lassen, aber unsere Spei„sen selbst müssen Deutsch seyn. Ich weiß, was in al„len Deutschen Provinzen das Beste ist. Wenige „Leute verstehen z. B. hier zu Lande, was eine Pom„merische große Muräne ¾ Ellen lang, oder eine Flin„der von der Insel Hela, oder ein Berlinischer Zan„der für Dinge sind; die habe ich sonst posttäglich „bekommen. Aber itzt, Herr Pastor, itzt ist alles „aus. Ich habe mir im vorigen März aus Hanau „eine kalte Pastete, und aus Frankfurt am Mayn „einen gewürzten Schwartenmagen kommen lassen, „den haben die Preußischen Husaren bey Fulda aufge-

„fangen. Welcher Teufel soll denn auch denken, daß die „Kerle schon im März aus den Winterquartieren seyn „werden? Im vorigen Oktober sollte ich Krammetsvö„gel vom Harze bekommen: die hatten die Luckneri„schen Husaren sich auch wohl schmecken lassen. Im „Februar hatte ich Fasanen aus Böhmen verschrie„ben: ja! wenn nicht die Gränitzer bey Wilsdruf „gestanden hätten! Die Franzosen machens nicht besser. „Meine Westphälischen Schinken, und den Cham„pagner, in dem ich sie wollte kochen lassen, haben sie „im vorigen Monathe im Bielefeld geplündert. Da „sieht mans klar, daß es ihnen mehr um die West„phälischen Schinken, als um den Westphälischen „Frieden zu thun ist. Vorm Jahre ließ mir Kaviar „aus Königsberg kommen; da haben die Russen die „Post bey Kößlin angehalten, und bey Kolberg auf „die Flotte gebracht. Ich möchte nur wissen, was „mein Kaviar auf der Flotte zu thun hätte; ich habe „niemals ein Korn davon zu kosten bekommen. Vor „ein Paar Jahren hatte ich auch aus Sonnenburg „Krebse verschrieben. Herr Pastor, dieß sind die „schönsten Krebse an Grösse und an Geschmack; aber „die werden wohl die Schweden gespeiset haben: denn „die Erlangische Kriegs- und Friedenszeitung schrieb „damals, daß sie nächstens in Berlin seyn würden.

„So

„So sind wir allenthalben mit Feinden umgeben, „die uns alles wegnehmen. Kein Wunder, wenn wir „schon ganz ausgehungert sind.„ Indem er dieß sagte, kam der Kammerdiener, und fragte, ob es Sr. Hochgräflichen Gnaden gefällig wäre, das Frühstück zu sich zu nehmen. „Ja,„ sagte der Graf, „und gebt noch ein Couvert für den Herrn Pastor. „Sie müssen wissen, fuhr er fort, daß ich meinen „Küchenzettel zu Mittag und Abend selbst mache, „aber das Frühstück zu wählen, überlasse ich meinem „Koche; der sinnet denn, mir jeden Tag etwas neues „zu machen, das ist mir unerwartet, und reizt ein „wenig den Appetit. Wir wollen einmal sehen, was „wir heute gutes zum besten haben. Aha! einen „Kapaun, und mit Trüffein gefüllt, — nicht übel! „Hier haben Sie, Herr Pastor. —„

Hiemit legte er dem **Sebaldus** ein Stück vor, und nun gieng weiter kein Wort aus seinem Munde: so daß **Sebaldus**, nachdem er ein Paar Bissen verzehret, Zeit genug hatte, seine und seiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf schüttelte dabey den Kopf, sagte mit vollem Munde manches Hm, und brach endlich aus:

„Herr Pastor, ich wüßte nicht, wie ich Ihnen „helfen sollte, die Zeiten sind gar zu elend. Ja,

„wenn

„wenn die Preußischen Einfälle nicht wären. Stel„len Sie sich nur vor, daß gestern der Rittmeister, „der eine Meile von hier auf Postirung stehet, sech„zehn Stück Rothwildpret in meinem Holze hat schies„sen lassen, und noch dazu meistens Rieken. Da „möchte man vergehen! Itzt in der Setzzeit!„

Sebaldus versicherte Se. Gräfl. Gnaden, daß er von Ihnen keine weitere Unterstützung verlangte, als nur Dero hohes Vorwort bey dem Konsistorialpräsidenten, damit er nicht aus der Pfarre geworfen werde.

„Ja so, versetzte der Graf, „mein Vorwort wol„len sie haben. Ich bedaure, daß ich Ihnen damit „nicht dienen kann; denn ich komme itzt gar nicht „mehr nach der Stadt. Sehen Sie, man ißt da gar „zu erbärmlich, zumal bey dem Präsidenten; dem „komme ich in meinem Leben nicht wieder. Er hat mir „vor einem halben Jahre eine Zwiebelsuppe, und „darinn Nürnberger geräucherte Würstchen vorgesetzt. „Ich begreife gar nicht, wie eine menschliche Krea„tur sich mit so etwas nähren kann. Nein, Hr. „Pastor, bleiben Sie heute Mittag bey mir, nur „auf ein Gericht Gerngesehn, aber das doch besser „seyn soll, als ein Traktament beym Präsidenten.„

Se-

Sebaldus entschuldigte sich damit, daß er heute noch zu Hause seyn müsse.

„Nun, so bedaure ich, daß ich Sie nicht bey mir „sehen kann. Leben Sie wohl, Herr Pastor, mei„nen Empfehl an Ihre Frau Liebste.„

Sebaldus stand, nach also erhaltenem Abschiede, voller Verwirrung auf, machte drey oder vier Bücklinge, griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn aber zurückschlug, und dafür den Pastor umarmete, der, ganz verwirrt über diese gräfliche Gnade, wieder Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfieng, so daß er nicht wußte, wie er zur Thüre herauskam, und da er heraus war, nicht wußte, ob er freudig oder betrübt seyn sollte.

Indessen da er eine kleine Strecke gegangen war, fieng die Betrübniß an, die Oberhand zu gewinnen. Er sah nur allzuwohl ein, daß er nunmehr alle Hoffnung verloren hätte, von seinen Gönnern einige Hülfe zu erlangen. Er kam mit traurigem Gemüthe nach Hause. Aber wie groß war sein Entsetzen, da er sein Haus von einem andern eingenommen, seine Familie in einer fremden Hütte, seine Frau und seine jüngste Tochter auf dem Krankenbette, und seine älteste Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er sank trostlos auf eine Bank nieder, stand nach eini-

einigen Minuten auf, umarmte seine Frau und sei-ne Kinder. „Ich bin nicht so glücklich gewesen, sagte „er, bey Menschen einige Hülfe für uns zu finden, „wir müssen alle Hülfe von dem allmächtigen Gott „erwarten, und der wird die unglückliche Unschuld „nicht verlassen.„

Sechster Abschnitt.

Wilhelminens Krankheit nahm sehr schnell zu, und bey der kleinen **Charlottte**, die einige Tage in der äußersten Hitze lag, fiengen sich die Blattern an zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte sie so gut, als es seine eigenen nothdürftigen Umstände erlaubten. Er gab ihnen seine einzige Stube ein, schlief mit dem **Sebaldus** abwechselnd in der Scheune, und wachte mit ihm abwechselnd bey den Kranken. **Mariane** aber kam ihrer kranken Mutter und Schwester nie von der Seite. Alles was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verschaffen, that sie, aber leider! war nur sehr wenig möglich. Mit jedem Tage vermehrte sich das Elend. **Wilhelmine** in der äußersten Entkräftung, **Charlottchen** mit zusammenfließenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arzeney, wenig Speise, keinen Freund außer dem ehrlichen Bauer, keine Hoffnung, daß dieser Zustand werde verbessert werden, keine Aussicht wie man in diesem

Zu-

Zustande fortleben könne. Schon seit einigen Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäsche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verkaufte. Es war zu übersehen, daß diese kleine Hülfe nicht lange dauren könnte. Hernach zeigte sich der kommende Winter, keine Nahrung, kein Obdach, das bitterste Elend. „O großer Gott, rief Sebaldus aus, „verdienet eine Abweichung von den symbolischen Büchern, daß eine Familie, die beständig nach dei„nen Geboten zu wandeln beflissen gewesen, in den „kläglichsten Mangel gestürzt werde!„

Inzwischen beschäfftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geist viel zu sehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag setzte zu der großen Masse des Kummers seinen reichlichen Antheil hinzu. **Charlottchens** Krankheit stieg schnell bis auf den äußersten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die schreckliche Gährung geriethen, durch die alle Theile aus der Mischung, in der sie sich einander zusammenhalten und ernähren, in die versetzt werden, in der sie sich einander zerstören und auflösen, desto mehr nahm ihr zarter Geist an gezwungener Stärke, an tumultuarischer Thätigkeit zu. Phantasien traten an die Stelle der Empfindungen,

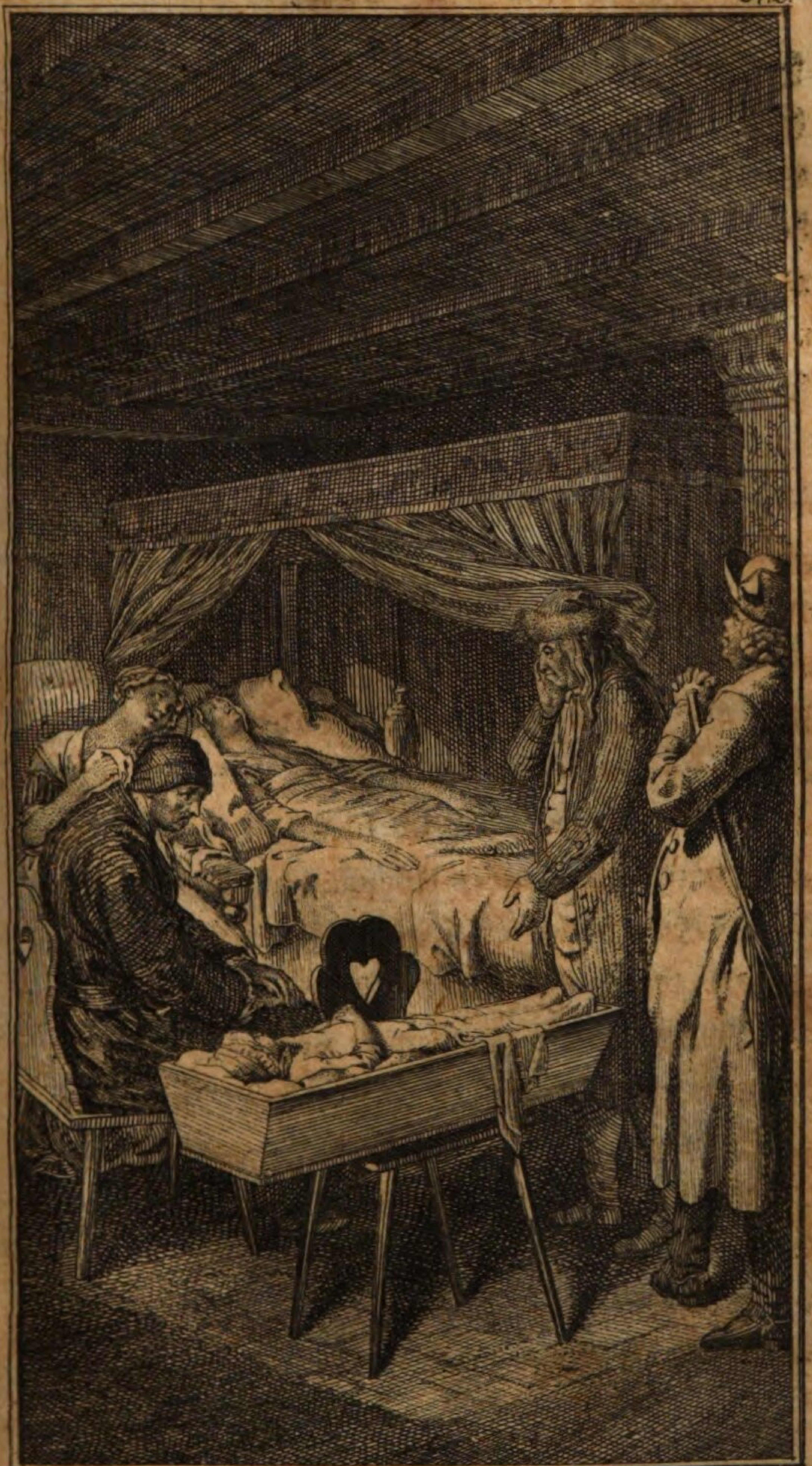
gen, und ein taubes Hinbrüten an die Stelle der sanften Ruhe, die Körper und Geist erquickt. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, aus dem sie mit der Heiterkeit einer gesunden Person erwachte; sie streckte ihre kleinen Hände mit einem zärtlichen Lallen nach dem Bette ihrer schwachen Mutter aus, redete ihren Vater und ihre Schwester an, die sie seit acht Tagen, bey aller zärtlichen Bemühung derselben ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, foderte ihres Vaters Segen: aber, indem er ein Schritt zu ihr trat, sank sie zurück in die Arme ihrer Schwester, die sie unterstützen wollte. **Mariane** that einen lauten Schrey, **Sebaldus** fiel auf den todten Körper, die schwache **Wilhelmine** richtete sich auf, als ob sie ihrer Tochter helfen wollte. Umsonst! sie war dahin. Nun sank **Sebaldus** in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele völlig eingenommen hat. Auch **Marianens** Kräfte reichten nicht zu, so viel Unglück zu ertragen. Sie fiel, unter einem Strome von Thränen, auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer betäubenden Mattigkeit, ohne daß sie im Stande war, ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Liebesdienste zu leisten. **Wilhelmine** aber,

die bisher in der äußersten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeister hervor, um ihr überschwengliches Elend zu empfinden; denn bey großer Traurigkeit ist Traurigkeit selbst der einzige Genuß, und daher der Seele angenehm. So schwach sie war, so wendete sie Kräfte an, bald zu klagen, bald zu seufzen, bald, (weil selbst der Anblick der Leiche ihre Zärtlichkeit stärker auf die Lebendigen zog,) ihren Mann und ihre Tochter zu trösten. Sie wollte sogar aufstehen, um denen Handreichung zu leisten, deren Handreichung sie selbst nöthig hatte. Aber hier merkte sie, daß ihr Körper schwächer war, als ihr Geist. Sie fiel ermattet nieder, und konnte nur noch bloß durch Zureden Trost geben. So brachte diese unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu empfinden, und einen sehr kleinen Theil davon durch wechselseitigen Trost zu erleichtern. Am Ende dieses Tages fühlte Wilhelmine schon, daß sie mehr Kräfte hatte anwenden wollen, als sie besaß; sie fiel Abends in eine außerordentliche Ermattung, und in ein mit vieler Hitze verknüpftes Fieber. Kaum konnte sie gegen Mitternacht einen unruhigen, unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem schmachtenden Zustande zu. Gegen Abend ergriff sie das

Fieber mit viel stärkerer Hitze, sie erwachte des andern Morgens bey Sonnenaufgang äußerst entkräftet, und empfand etwas, dergleichen sie noch nie empfunden hatte. Sie legte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der, nebst **Marianen**, die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und sagte mit schwacher Stimme:

„Ich sterbe, ich fühle es. Vergeben Sie mir es, „mein lieber Mann, daß mein unbedachtsamer Enthusiasmus, den ich oft genug bereuet habe, die unerwartete Folge gehabt hat, Sie und unsere ganze „Familie unglücklich zu machen. **Der Tod fürs Vaterland** ist der Vorwand unsers Unglücks; wollte „Gott, ich könnte ihn sterben diesen Tod! Doch ich „würde dafür halten, daß ich fürs Vaterland gestorben wäre, wenn unser Unglück von einer empfindsamen Seele nacherzählt, unsere Geistlichen warnen „könnte, wegen Verschiedenheit der Lehre nicht die „bittere Feindschaft aufeinander zu werfen, die die „eigentliche Ursache unsers Unglücks ist. Meine Absicht war gut. Mich und unsere Feinde richte der „allmächtige Gott, der das innerste der Herzen kennet. „Lebe wohl, meine liebe Tochter! : : : lebe so, wie „dich deine Aeltern gelehret haben, tugendhaft und „unsträflich. : : „Gott gebe, daß du deinen Bruder

„noch



D. Chodowiecki inv. & sc.

„noch einmal glücklich wieder sehest. = = Ists möglich, „so unterstütze deinen alten Vater, so lange er lebt. = = „Gott sey dein Erhalter! = = Seiner Vorsorge em„pfehle ich dich; denn leider von Menschen bist du „verlassen! = = = Umarme mich! = = =

Hier entrannen zwo Thränen ihren sich brechenden Augen, deren jedes nicht mehr Feuchtigkeit in sich zu halten schien, als nur eine einzige Thräne. **Mariane** küßte sie auf, und drückte ihren Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt in diesem Augenblick sanft auf ihre linke Schulter sank, und die matten Hände glitten ab, die sie eben um ihre **Mariane** schlingen wollte. Sie entschlief. **Mariane** hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu lassen, indem sie ihr nochmals den kalten Mund küßte, und hernach sanft die Augen zudrückte. Sie fiel stumm in ihren Stul zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. **Sebaldus**, in thränenloser Verzweifelung, stumm und staunend, saß ohne Bewegung, außer, daß er seinen düstern Blick von der Leiche seiner kleinen Tochter zu der Leiche seiner Frau wendete. So saßen zwischen zwo geliebten Leichen zwey Lebende, todtenähnlich, in stummem Todeskum-

mer. Der einzige Laut, den man hörete, war von dem gutherzigen Bauer, der, auf der Bank am Ofen sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich schnuckte.

So saßen sie, und der Mittag war vorbey, ohne daß jemand sich gereget, oder etwas zu sich genommen hätte, als ein Mann in einem großen Reiserocke und in einer Reisekappe vor der Thür vom Pferde abstieg, und in die Stube trat. Es war **Hieronymus**, der in seinen Geschäfften verreiset gewesen war. Weil ihn sein Rückweg durch dieses Dorf führte, so wollte er seinen alten Freund, den Pastor, besuchen. Er fand aber im Pfarrhause, anstatt seines Freundes, den Magister **Tuffelius** und den Superintendenten, die eben abgespeist hatten, und nach Tische noch, bey einem Glase Wein, von alten Geschichten, von der Konvention, von Kloster-Seven und von dem Atheismus, der in den Brandenburgischen Landen, statt der symbolischen Bücher, eingeführt werden sollte, u. d. gl. sich unterhielten. Sie nöthigten ihn aufs freundlichste hinein; so bald er aber von ihnen den ganzen Vorgang erfahren hatte, setzte er sich, alles Nöthigens ungeachtet, wieder zu Pferde, und ritt nach dem ihm bezeichneten Bauerhause.

Hier fand er den traurigsten Anblick. Das Kind im Sarge, die Mutter erblasset, die Tochter halb ohnmächtig, den Vater vor Schmerz betäubt, den gutherzigen Bauer, der anfieng ihnen Trost zuzusprechen, da er selbst Trost nöthig gehabt hätte. Beym Anblicke des **Hieronymus** ergoß sich das weiche Herz der **Mariane** in einen Thränenstrom. Sie zeigte auf die Leiche ihrer Mutter und Schwester, ihre Blicke sagten mehr, als ihre gestammleten Worte. **Hieronymus** brachte auch Thränen anstatt der Worte hervor. **Mariane** fiel, von Thränen erschöpft, in seinen Armen in Ohnmacht. Er brachte sie, mit Hülfe des gutherzigen Bauers, wieder zu sich. Nun gieng seine Sorge auf den **Sebaldus**, der, starre Blicke auf beide geliebte Leichen geheftet, ohne alle Empfindung dessen, was um ihn vorgieng, da saß. Auf alles Zureden des **Hieronymus**, antwortete er nur durch abgebrochene Worte, tiefe Seufzer und starre Blicke gen Himmel. Endlich stand er auf, hob seine beiden Hände empor, faltete sie, und brach in folgende Worte aus:

„Ja, ich habe Unrecht, o meine verklärte **Wil**„**helmine**! dich zu beklagen, daß du einer Welt „voll Elend, voll Betrug, voll Bosheit bist entris„sen worden, wo das Laster in güldenem Stücke ge-

„het, wo Tugend und Menschenfreundschaft betteln „muß, wo fühllose Priester noch jenseit dieses Le„bens ihre Verdammungen ausspenden. Wohl dir, „daß du gestorben bist! Zwar betrübt mich dein „Abschied jetzt sehr, aber o! wie sehr viel freudiger „wird unsere Zusammenkunft seyn, wenn wir uns „in dem himmlischen Jerusalem wiedersehen werden, „wo kein Verbannetes mehr seyn wird, wo wir se„hen werden den lautern Strom des lebendigen „Wassers, klar wie ein Krystall, wo die, die da „siegeten an dem Thiere und seinem Bilde und an „der Zahl seines Namens, stehen werden, und ha„ben Gottes Harfen, und singen das Lied Mosis „und das Lied des Lämmleins, und sprechen: „Groß und wundersam sind deine Werke, Herr Gott, „Allmächtiger! gerecht und wahrhaftig sind deine „Wege, du König der Nationen! Wer sollte dich „nicht fürchten, Herr, und deinen Namen verherr„lichen, weil du so gnädig bist!„

Mit diesen und andern Worten der Apokalypse tröstete sich **Sebaldus**, und suchte Kräfte, sein Leid zu ertragen. **Hieronymus** ließ ihn in dieser beru„higenden Extase, gieng zu seinem Mantelsacke, der noch auf dem Pferde lag, holte daraus ein Paar gebratene Hühner, und unter einem seiner Pistolen„

hulfter,

Hulfter, eine geschliffene Flasche Rheinwein hervor; denn er pflegte auf Reisen, die Pistolen für seine Feinde, und den Wein für seine Freunde bey sich zu führen. Er zog seinen schweren Reiserock aus, und bereitete in der Scheune das Mahl, von dem er und der Bauer, ihrer Traurigkeit ungeachtet, dennoch herzlich aßen, weil sie beide hungrig waren. Sebaldus und Mariane aber nahmen, auf wiederholtes Zureden, wenigstens so viel zu sich, daß der Körper in den Stand gesetzt ward, die Bekümmernisse der Seele besser zu ertragen.

Nach der Mahlzeit trug Hieronymus mit dem Bauer Wilhelminens erblaßten Körper, und den Sarg der kleinen Tochter, in die Scheune, die dem Sebaldus bisher zum Nachtlager, und noch kürzlich zum Speisezimmer, gedienet hatte. Er rieth dem Sebaldus und Marianen, nunmehr ihren Körper zu pflegen, da sie die Todten nicht mehr pflegen könnten. Er versprach in zwey Tagen wiederzukommen, und für Wilhelminens und des Kindes Begräbniß zu sorgen. Zuletzt erbot er sich, den Sebaldus und Marianen alsdann mit sich nach der Stadt zu nehmen, wo sie ihm in seinem Hause willkommen seyn sollten. Beide nahmen ein so freundliches Anerbieten mit Dank an. Hierony-

mus bat Vater und Tochter nochmals, ihre Traurigkeit zu mäßigen, gab, als er seinen Reiserock aus der Scheune holte, dem Bauer etwas Geld, um sie besser pflegen zu können, umarmte sie, und ritt nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Nach zwey Tagen erschien Hieronymus, vor des Bauers Hütte, abermals zu Pferde. Ihm folgten zwey von seinen Kornwagen, leer, nur daß auf einem ein Sarg stand. In diesen ward Wilhelminens Leichnam geleget. Unterdessen daß der Bauer mit seinen und Hieronymus Knechten des Sebaldus sämtliche Mobilien auf die Wagen packte, gieng Hieronymus zum Mag. Tuffelius, um für die doppelte Beerdigung die Gebühren zu bezahlen. Tuffelius bezeigte über des Sebaldus Unfälle ein Christliches Mitleiden, versicherte, daß er gegen denselben gar keine Feindschaft hege, und um sein verträgliches Gemüth zu zeigen, erbot er sich sogar, der seligen Frau Pastorinn eine öffentliche Leichenpredigt zu halten, wenn es dem Herrn Hieronymus beliebte, die Gebühren dafür zu entrichten. Dieser fand es aber eben nicht nöthig, und kehrte nach dem Bauerhause zurück, wo er,

mit Beyhülfe des gutherzigen Bauern, die Beerdigung beider Leichen besorgte, und unmittelbar darauf den **Sebaldus** und **Marianen** mit sich nach der Stadt nahm.

Sie hielten sich einige Monathe in **Hieronymus** Hause auf, ohne daß ihnen der geringste Unfall begegnet wäre. Zwar hielt **D. Stauzius**, den Sonntag nach ihrer Ankunft, eine scharfe Gesetzpredigt über den Spruch: **einen ketzerischen Menschen meide**, worinn er sehr deutlich zeigte, daß derjenige, der einen ketzerischen Menschen beherberget, sich seiner Sünden theilhaftig machet, welches er mit 2 Joh. v. 10. bestätigte. Doch hatte er das Mißvergnügen, daß diese Predigt gar nicht auf den **Sebaldus**, sondern auf einen katholischen Zuckerbecker gedeutet ward, den der Fürst hatte aus Wien kommen lassen. Und da durch Veranlassung dieser Predigt, auf dem eben vorseyenden Landtage, die Ritterschaft aus diesem Zuckerbecker ein Landesgravamen machte, und Sr. Durchl. in Unterthänigkeit vorstellte, daß das süße Konfekt dieses Mannes die Bitterkeit der papistischen Lehre nimmermehr versüßen könnte, so bekam **D. Stauzius** noch dazu aus dem Fürstl. Kabinette einen Verweis, den er zu

den Trübsalen rechnete, die der Satan frommen Lehrern erwecket,, und ihn in Geduld ertrug, bis er in der am Ende des Landtages zu haltenden Predigt, sich wider diejenigen, die den Wächtern Zions ihre Wachsamkeit verweisen, mit Nachdruck erklären konnte.

Sebaldus und **Mariane**, die die ihnen zugedachte Abkanzelung nicht einmal erfahren hatten, lebten indessen sehr ruhig und vergnügt. **Mariane** beschäfftigte sich mit weiblichen Arbeiten, und mit dem Unterricht zweyer kleinen Töchter des **Hieronymus**. **Sebaldus** aber brachte die meiste Zeit in **Hieronymus** Laden zu, um aus alten prophetischen Schriften Kollectaneen zu seinem apokalyptischen Kommentar' zu sammeln. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihn hier etwan einer von seinen Feinden stören möchte; denn weder der Präsident, noch der Superintendent hatten im Buchladen etwas zu thun. Der erste war ein Genie, und als ein solches hielt er es für sich nicht anständig, viel zu lesen; der andere erwartete alle Wirkung seiner Predigten von der seligmachenden Gnade, und hielt also alle menschliche Gelehrsamkeit für ganz überflüssig.

So zufrieden aber auch Sebaldus und Mariane in dem Hause ihres freundschaftlichen Wirthes waren, so lagen sie ihm doch beständig an, für sie Posten zu finden, in denen sie ihren Unterhalt erwerben könnten. Kurz darauf fand sich eine gewünschte Stelle für Marianen; denn als Hieronymus wieder in Geschäfften verreiset war, erfuhr er, daß eine adeliche Dame, eine Französische Demoiselle zu Erziehung ihrer beiden Fräulein verlangte. Hierzu schlug er Marianen vor, die auch sehr gern darein willigte.

„Diese Stelle, sagte Hieronymus, scheint für Sie „sehr vortheilhaft zu seyn, aber ich rathe Ihnen, „Ihren Namen nicht zu führen. Die Dame ist ei„ne weitläufige Verwandtinn des D. Stauzius, „und ich befürchte, er möchte aus Rachgier Ihnen „auch dort üble Dienste leisten. Und ob es gleich „heißt, daß Sie zur Erziehung der jungen Fräu„lein berufen werden, so ist doch, wie ich merke, „die Uebung in der Französischen Sprache, das vor„nehmste, das von Ihnen verlangt wird. Ich ha„be Sie also, als die Tochter eines von den Russen „vertriebenen Französischen Predigers aus einem „Städtchen der Neumark angekündigt. Dessen Na„men müssen Sie also führen, weil der Namen

„vielleicht

„vielleicht nicht wenig beygetragen hat, daß Sie an-„dern Kompetentinnen sind vorgezogen worden.„

Mariane nahm also einen Französischen Namen an, (ob in en oder in ere, oder in on, oder in ac, haben wir nicht eigentlich erfahren können,) und reisete mit demselben, und mit einem Empfehlungsschreiben des Hieronymus versehen, nach dem Gute der Frau von Hohenauf ab, welches sechzehn Meilen von der fürstlichen Residenzstadt entlegen war.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes

Zweytes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus hatte seine Mobilien größtentheils verkauft, und das daraus gelösete wenige Geld Marianen zur nöthigen Einrichtung mitgegeben. Er hatte sich in den Zustand jenes Philosophen versetzt, daß er alles das seinige bey sich tragen konnte. Nunmehr bestand er darauf, auf irgend eine Art, und wo möglich, außer der Stadt, in der seine Feinde wohnten, selbst sein Auskommen zu verdienen. Nach einiger Ueberlegung, nahm ihn Hieronymus mit sich, als er nach Leipzig zur Messe reisete, wo er ihm bald bey einigen großen Druckereyen die Stelle eines Korrektors verschaffte. Sebaldus miethete eine kleine Dachstube im sechsten Stockwerke, und war bey seinem obwohl dürftigen Auskommen überaus vergnügt mit seinem Zustande, weil er nur ein Drittel des Tages mit Korrekturen zu thun hatte, und die übrige Zeit auf seine apokalyptische

tische Erklärung wenden konnte, die ihm, wie ein alter Freund, in seinen Widerwärtigkeiten nur noch lieber geworden war.

Ob übrigens **Sebaldus** zuerst den Herrn **D. Ernesti** oder den Herrn **D. Crusius** besucht habe, wissen wir nicht. Vielleicht hat er bedacht, daß ein armer Korrektor nicht so leicht zu einem vertraulichen Umgange mit solchen Männern gelange, und daß es unnütz sey, einen Gelehrten auf eine halbe Viertelstunde zu besuchen, um sein Gesicht zu begaffen: und ist also gar zu Hause geblieben. Ob er jemals **Prof. Gellerts moralischen Vorlesungen** beygewohnt, oder jemals mit **Mag. Froriep** über die symbolischen Bücher, oder über die Nunnation der Arabischen Nennwörter, disputirt habe, läßt sich auch so genau nicht sagen. Ob er in der Thomaskirche, des in Leipzig und dessen sämmtlichen Vorstädten berühmten **Mag. Degenkolbs** salbungsvolle Predigten wider die Schaubühne mit angehört, oder ob er zu eben der Zeit da sie gehalten worden, im Kuchengarten, des eben so weit berühmten **Händels** von Butter triefende **Maulschellen** und **Wetzsteine** verzehret habe, darüber sind gar keine Nachrichten vorhanden.

Es haben sehr ernsthafte Gelehrten behauptet, daß die

die Wahrheit das Wesen der Geschichte sey. Wir sind weit entfernt, Männern, die die so scharf demonstrirte Theorien der Geschichte zusammensetzen können, im geringsten zu widersprechen: nur haben wir uns unterstanden zu muthmaßen, daß, ob man gleich in der Geschichte lauter wahre Begebenheiten erzählen solle, man doch auch lieber den größten Theil der wahren Begebenheiten könne unerzählt lassen. Es sind funfzigtausend Bände voll Wahrheit über die Geschichte Deutschlands zusammengetragen worden, so daß der schon ein gelehrter Geschichtskundiger heißt, der nur den funfzigsten Theil dieser Wahrheiten gelesen hat. Dieser Ueberfluß von Wahrheit hat manchen braven Deutschen zu dem angenehmen Lügner **Voltaire** geführet, der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern übersehen läßt, aber dafür auch oft unverantwortlicherweise eine **Hildegardis** hinsetzt, wo eine **Mathildis** stehen sollte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl sechzig sollte angegeben werden. Der Unterschied zwischen unsern Deutschen wahrhaften Geschichtschreibern, und den oft lügenhaften Franzosen, (woraus auch zu erklären ist, warum **Häberlins Auszug der Deutschen Geschichte** ungleich korpulenter gerathen ist, als **Voltairens allgemeine Weltgeschichte,)**

schichte,) besteht darinn: Der gelehrte Deutsche verschweigt dem Leser nichts, was er gewiß weiß, und das ist denn sehr viel; aber er bedenkt oft nicht, was der Leser zu wissen verlange, welches gemeiniglich sehr wenig ist. Hingegen der Franzose, der nur wenig weiß, thut sich auch darauf nichts zu gut, sondern erzählet nur das, was er meint, daß seine Leser zu wissen verlangen könnten, macht sich aber auch kein Bedenken, es ihnen zuweilen mit einer kleinen Brühe von Erdichtung schmackhafter zu machen.

Wir, die wir diese Beyspiele vor uns sehen, spiegeln uns an denselben. Wir wissen von des Sebaldus Aufenthalte in Leipzig sehr viele Umstände, die wir nicht, wie die Deutschen Geschichtschreiber, samt und sonders erzählen, sondern sie vielmehr mit einiger Verläugnung unterdrücken wollen: weil wir, nach reifer Ueberlegung, gefunden haben, daß unsere Leser weder Nutzen noch Vergnügen daraus schöpfen können. Hingegen soll auch die Wahrheit das Wesen dieser Geschichte bleiben, und wir werden daher keinesweges, gleich dem leidigen Voltaire, Umstände verstellen oder erdichten, um unsere Erzählung anziehender zu machen. Damit man aber nicht etwan glaube, wir wüßten nichts, weil wir nichts sagen, so wollen wir, um das Gegentheil zu zeigen, aus der großen Menge der

vor

vor uns liegenden Nachrichten, einige bey des Sebaldus Aufenthalte in Leipzig vorgefallene Abendgespräche mittheilen.

Neben der Dachstube des Sebaldus wohnete, auf einer andern Dachstube, ein alter Magister, mit dem er bald Bekanntschaft machte, und mit ihm in kurzem vertraut wurde, weil es sich äußerte, daß derselbe, so wie er, an der Ewigkeit der Höllenstrafen zweifelte. Dieser Mann hatte gründliche Kenntnisse der alten Sprachen, und alles dessen, was zur Philologie gehört. Er hatte die alten Griechischen Philosophen fleißig gelesen, und sie mit den Schriften neuerer Philosophen verglichen, wodurch er gute Einsichten in die Philosophie erlanget hatte. Aber weil seine Kenntnisse nicht nach der Mode zugeschnitten waren, und weil er, sobald er mit Menschen reden sollte, überaus schüchtern und ängstlich war: so hatte er sich nie getraut, um ein Amt, selbst nicht um ein Schulamt, anzuhalten; man würde es ihm vielleicht auch nicht gegeben haben. Er war daher, als Korrektor bey verschiedenen Druckereyen, grau geworden. Er kannte alle Vorfälle des Verlegergewerbes und Autorgewerbes. Denn gleichwie ein Lichtputzer in der Komödie zuweilen einen stummen Staatsminister oder einen redenden Lakayen vorstellen muß: so war auch er, ob-

gleich eigentlich nur ein Korrektor, dennoch von seinem Verleger oft zum Uebersetzer, ja wohl gar zum Schreiber einer **zuverläßigen Nachricht**, oder **schrift- und vernunftmäßiger Gedanken**, gebraucht worden.

Einige Tage nach des Sebaldus Ankunft besuchte ihn der Magister, um den Abend, bey einer sehr frugalen Abendmahlzeit, zu verplaudern. Der Magister fragte, wie ihm Leipzig gefiele. Sebaldus, der nichts für merkwürdig hielt, was nicht einem Buche ähnlich sah, hatte auch in Leipzig nichts, als die vielen Buchdruckereyen und Buchladen bemerkt. Ihm war gar nicht in die Augen gefallen, ob die Einwohner den Rang oder die Bequemlichkeit liebten, ob sie gesellig oder steif wären, ob die Damen lieber geputzt als schön zu seyn suchten, ob die Studenten ein gelehrtes oder ein soldatisches, ein galantes oder ein liederliches Ansehen affektirten, ob die Jungemädchen Niedlichkeit und Artigkeit für den ersten Zweck ihres Daseyns hielten oder nicht. Ihm war es nie eingekommen zu untersuchen, wie die Bauart der Häuser, den Zweck der Eigenthümer, bey wenigem Platze ihre Wohnungen bequem zu machen, verriethe; welchen Beweis des Wohlstandes der Einwohner die schönen Gärten und Gartenhäuser in den Vorstädten darböten,

ten, und ob daselbst Reichthum und Kenntniß des Schönen mit gleichen Schritten fortgegangen sey. Er hatte sich auf den Straßen nie umgesehen, und es war ihm nie eingefallen zu erörtern, ob das Homannische Haus auf dem Markte, oder die Wage schöner gebauet sey; ob am Erker des Romanussischen Hauses zwey übereinanderstehende Säulenordnungen von einer dritten gestützt werden könnten, die nicht winkelrecht unter ihnen stehet; oder ob im Großbosischen Garten die fleißige Kunst die schönsten Anlagen der Natur verderbt habe. Den schönsten unter den Leipziger Gärten, den Richterschen, hatte er eben so wenig, als die reizende Aussicht aus demselben gegen das Zschochersche Hölzchen zu, gesehen. Die schöne Gegend hinter Raschwitz war ihm nicht zu Gesichte gekommen, und vom Linkischen, Winklerischen und Richterischen Kabinette hatte er nicht einmal reden hören. Weil die Rathsbibliothek und die Universitätsbibliothek, die einzigen Gegenstände seiner Neugierde, in der Messe nicht offen waren, so hatte er alle Tage seines Aufenthalts in Leipzig damit zugebracht, von Druckerey zu Druckerey und von Buchladen zu Buchladen zu wandern. Noch ganz voll von diesen Gegenständen, rief er aus:

Wie sollte mir Leipzig nicht gefallen, der ächte Sitz der Gelehrsamkeit, die wahre Stapelstadt gelehrter Kenntnisse, welche aus Deutschland hieher eingesammelt, und von hieraus allen andern Deutschen Provinzen wieder mitgetheilet werden! Hier sieht man in unzählbarer Menge die Früchte der Nachtwachen einer großen Anzahl gelehrter Männer, die, nachdem sie beschäfftigt gewesen, ihren Geist mit allen nützlichen Kenntnissen zu bereichern, diese Kenntnisse durch unermüdetes Nachdenken vervollkommnet, der ganzen Welt mittheilen, und sie dadurch zu erleuchten suchen. Wenn ich die hiesigen unermeßlichen Bücherniederlagen betrachtet habe, ist mir die unausgesetzte Geschäfftigkeit der Gelehrten recht ehrwürdig vorgekommen. Ich hätte nie gedacht, daß so viele Bücher in der Welt wären, als ich hier beysammen finde, und daß noch jährlich einige hundert oder tausend hinzukommen.

Mag. Und darüber freuen Sie sich? Ich nicht. Sie kommen mir vor, wie ein hungriger Ankömmling an einer reichbesetzten Tafel, der den großen Vorrath von Speisen siehet, und schon überschlägt, wie gut er sich mit diesen herrlich aussehenden Nahrungsmitteln füttern wolle. Ich bin einer von den Gästen, die schon oft an dieser Tafel gesessen haben, und schon oft hungrig aufgestanden sind. Einige Speisen hatten einen sehr

sehr widrigen haut-gout; andere schmeckten angenehm, aber waren äußerst unverdaulich, andere waren nicht gahr gekocht, und andere waren bloße Schauessen. Endlich blieb ich zu Hause, aß mein Stück Käse und Brodt, und verwünschte alle Köche.

Seb. Aber ist es nicht ein herrliches Schauspiel, eine so große Menge gelehrter Werke zusammen zu sehen, die doch alle, jedes in seiner Art, die Menschen klüger, gelehrter, weiser, tugendhafter, kurz besser machen?

Mag. Ein Schauspiel, wie manches andere, von dem uns die Einbildungskraft, ehe wir es sehen, die angenehmsten Vorstellungen macht. Wer, wie Sie, vom Lande, aus der Einsamkeit kömmt, ist sehr geneigt, sich durch jeden ersten Glanz blenden zu lassen, und alles für schöner anzusehen, als es ist. Mein lieber Freund! wenn die Gelehrten durch ihre Bücher sonst nichts zu erlangen suchten, als was Sie da sagen, so würden neun Zehentheile der Bücher gar nicht geschrieben werden. Wie die Menschen klüger, weiser und besser werden sollen? Ich wette, daran haben neun Zehentheile der Schriftsteller, deren Werke die Messe zur Messe machen, gar nicht gedacht. Sie haben ganz andere Absichten zu erlangen, und ganz andere Bedürfnisse zu befriedigen.

Seb. Welche könnten die seyn? Ein Gelehrter hat

freylich viele Absichten und Bedürfnisse, als Mensch, mit andern Menschen gemein. Was könnte er aber, als Gelehrter, für ein anderes Bedürfniß haben, als seinen Geist durch alle nützlichen Kenntnisse aufzuklären, und wenn er findet, daß er erleuchteter ist, als andere, was folget natürlicher darauf, als die Absicht, andern seine Kenntnisse mitzutheilen, das heißt, ein Schriftsteller zu werden.

Mag. Diese Folge scheint sehr natürlich, gleichwohl muß sie nicht nothwendig seyn; denn gewiß sehr viele Schriftsteller haben nicht daran gedacht, ob ihr Geist aufgeklärt genug sey, noch weniger, ob er aufgeklärter sey, als der Geist anderer Leute: und gleichwohl sind sie Schriftsteller in bester Form, und, wenn Zeitungslob und Eigenlob etwas gilt, große, berühmte Schriftsteller. Hingegen haben wir beide, Sie, mein Freund, und ich, von Jugend auf gearbeitet, unsere Kenntnisse zu erweitern und vollkommener zu machen, und ich darf sagen, wir wissen es auch, daß wir manche Sachen besser einsehen, als manche andere Leute, und gleichwohl dürften wir beide vielleicht nie Schriftsteller werden.

Seb. Ich weiß nicht, was Sie zu thun Willens sind; ich aber, ich muß es mit einiger Schüchternheit

heit gestehen, ::: ich arbeite schon, seit vielen Jahren, an einem Kommentar über die Apokalypse.

Mag. Ueber die Apokalypse? Da sind Sie mehr, als jemand, bey mir im Verdacht, daß nicht allein die von Ihnen vorher angeführten schönen Absichten, sondern einige kleine Nebenabsichten Sie zum Schriftsteller machen.

Seb. Ich bin mir keiner Nebenabsichten bewußt. Welche könnte ich auch haben?

Mag. Ich weiß nicht. Vielleicht ein wenig Ruhmsucht. Sie wollen der Welt gern etwas neues und scharfsinniges sagen; denn etwas für das menschliche Geschlecht nützliches werden Sie doch schwerlich sagen können. Die Apokalypse ist eine dickschälige Zitrone, aus der so viele hundert Kommentatoren den wenigen Saft, der in ihr war, schon längst ausgepreßt haben.

Seb. Wenn sie nicht mehr Saft in sich hat, so könnte sie doch vielleicht noch Oel enthalten. Glauben Sie nicht, daß es dem menschlichen Geschlechte wichtig wäre, wenn ich zeigte, daß alles, was man bisher über dieß seit vielen Jahrhunderten vielen Menschen so wichtig scheinende Buch geschrieben hat, alberne Fratzen sind, voller Unsinn, auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, der Religion und der Geschichte gesagt. Wäre es nicht ein Verdienst, so viel

Lügen um ihr Ansehen zu bringen, wenn ich auch nur wenig Wahrheit an die Stelle setzen könnte? Und gleichwohl, ohne ruhmredig zu seyn, versichere ich, daß ich die erfüllten historischen Weißagungen, aus der Geschichte anzeigen, und von einigen wenigen noch unerfüllten solche Muthmaßungen an die Hand geben will, die selbst Königen und Fürsten nicht gleichgültig seyn dürften. Dennoch schätze ich diese meine historischen Entdeckungen sehr geringe gegen diejenigen, die etwas beytragen können, den moralischen Zustand des Menschen zu verbessern. Wie, wann ich aus diesem Buche, von dem künftigen Zustande der Auserwählten die sichersten Schlüsse ziehen, wenn ich (hier funkelten dem ehrlichen **Sebaldus** die Augen) aus demselben die Lehre, die Sie, wie ich, verabscheuen, **die Ewigkeit der Höllenstrafen**, gänzlich widerlegen, und deutlich zeigen könnte, wie in Gottes Haushaltung alle Bestrafung auf Besserung abzielen muß und wird: — könnte dieß dem menschlichen Geschlechte gleichgültig seyn?

Meg. Mein Freund, Sie haben wirklich eine gute Anlage zum Schriftsteller, Sie kommen in Feuer, wenn Sie von Ihrem Buche reden. Doch, es scheint mir, indem Sie beweisen wollen, die Ruhmsucht sey nicht der Bewegungsgrund Ihres Schreibens, daß Sie sich so sehr rühmen, als man sich rühmen kann.

Seb. Den Ruhm, der aus einer wohlgelungenen Ausführung eines nützlichen Unternehmens entspringt, veracht eich gar nicht. Er ist jedem rechtschaffenen Manne angenehm, und kann mit der Begierde, der Welt zu nützen, sehr wohl bestehen; und so wird es vermuthlich auch wohl mit den Nebenabsichten seyn, die Sie den Schriftstellern Schuld geben.

Mag. Nicht völlig eben so. Die meisten Schriftsteller schreiben, um bekannt zu werden, ein Amt zu erschreiben, einem Patron ein Buch zu dediciren, einen Freund zu erheben, oder einen Feind zu erniedrigen; und sie denken mehrentheils nicht daran, ob die Welt von ihren Büchern Nutzen oder Schaden habe, wenn sie nur ihren Privatendzweck erreichen.

Seb. Den können sie aber nicht erreichen, wenn sie nicht zugleich etwas nützliches schreiben. Denn es kann doch niemand so unverschämt seyn, ein Buch herauszugeben, um etwas bekanntes oder langweiliges oder nichtsbedeutendes zu sagen.

Mag. Das sollte freylich nicht seyn. Wie will es aber ein armer Schriftsteller machen, wenn er nichts neues, interessantes und wichtiges zu sagen hat, und doch ein Buch schreiben soll. Meinen sie nicht, daß ein wichtiges und nützliches Buch viel Geschicklichkeit erfodere, daß man sehr viel mehr wissen müsse, als was

man sagt, daß man vorher alles nachlesen müsse, was andere bekannte Schriftsteller über diese Materie geschrieben haben, daß man sich aber doch nicht müsse merken lassen, wie viel man gelesen habe, daß man seine ganze Materie wohl überlegen und anordnen müsse, und daß zu allem diesem sehr viel Zeit und Arbeit gehöre?

Seb. Allerdings!

Mag. Meinen Sie aber, daß der, der bekannt werden, ein Amt erschreiben, seinem Patron ein Buch dediciren, seinen Freund erheben oder seinen Feind erniedrigen will, allemal Geschicklichkeit haben werde, oder viel Zeit und Arbeit werde anwenden können?

Seb. Nein! Wenn aber dieß nicht ist, so muß er auch gar kein Buch schreiben; denn den wahren Hauptzweck des Schriftstellens unwichtigen Nebenzwecken aufopfern, ist eines wahren Gelehrten ganz unwürdig.

Mag. Ja freylich eines Gelehrten! Aber ein Schriftsteller kann es im Laufe seines Gewerbes nicht so genau nehmen.

Seb. Ich weiß nicht, wie Sie sprechen. Ein Buchdrucker oder ein Buchhändler mag ein Gewerbe mit Büchern haben, aber ein Schriftsteller ist ein

Gelehrter, der der Welt nützliche Kenntnisse mitzuthei= len sucht, der Wahrheit und Weisheit befördern will.

Mag. Ihre Einbildungskraft, mein liebster Freund, fliegt noch ziemlich hoch. Lassen Sie sich her= unter, und kommen Sie der Erde näher. Der grössete Haufen der Schriftsteller von Profession treibt ein Gewerbe, so gut als die Tapetenmaler oder die Kunst= pfeifer, und sieht die wenigen wahren Gelehrten fast eben so für zudringliche, unzünftige Pfuscher an, als jene Handwerker einen **Mengs** oder Bach ansehen. Durch dieß Gewerbe, und nicht durch die Begierde das menschliche Geschlecht zu erleuchten, entsteht die unsägliche Menge von Büchern, die Sie so bewun= dert haben; denn Leipzig ist freylich, seit mehr als hun= dert Jahren, die Stapelstadt der Waaren, die diese gelehrten Handwerker zu jeder Messe verfertigen.

Seb. Sie haben ein sonderbares Vergnügen dar= an, Wörter zusammenzusetzen, deren Begriffe of= fenbar miteinander zu streiten scheinen. **Gelehr= samkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe?**

Mag. Allerdings, und zwar ein solches Gewer= be, worinn jeder den Nutzen so sehr auf seine Seite zu ziehen sucht, als es nur möglich ist. Der Autor will gern dem Verleger so wenig Bogen Manuskript, als

möglich,

möglich, für so viel Geld, als möglich ist, überliefern. Der Verleger will gern so viele Alphabete, als möglich, so wohlfeil, als möglich, einhandeln, und so theuer, als möglich, verkaufen. Der Autor will gern so wenig Zeit, Mühe, Ueberlegung und Geschicklichkeit an sein Buch wenden, und doch so viel Ruhm, Belohnung, Beförderung, von der Welt einärnten, als möglich. Zu dem letzten sind leider! nur allzuviel Mittel vorhanden.

Seb. Sie sagen mir da so unerhörte Sachen, daß ich vor großem Erstaunen mich fast nicht getraue, ein Wort dagegen zu sagen, und doch begreife ich das alles ganz und gar nicht. Was für Mittel können vorhanden seyn, Ruhm und Belohnung durch ein Buch zu erlangen, in dem man nicht Talente zeigt, und auf das man wenig Zeit gewendet hat?

Mag. Ey! sehr viele. Z. B. ein Professor muß Amts wegen ein Kollegium lesen, dazu schreibt er ein besonderes Kompendium der ganzen Wissenschaft. Dieß kostet wenig Zeit und Mühe, erfodert auch wenig Talente; und doch giebt es einem bey den Studenten das Ansehen, als ob man die Sachen besser verstehe, als seine Vorgänger, und bey der Welt das Ansehen, als ob man ein Buch schreiben könne.

Seb.

Seb. Aber die Welt kann doch unmöglich ein bloßes Kompendium einer bekannten Wissenschaft für ein Buch ansehen.

Mag. Die Deutsche Welt ist gutwillig, sie hat sich schon sehr viele Kompendienschreiber für Schriftsteller aufdringen lassen. Und denn weiß mancher Lehrer noch wirthschaftlicher mit seinem Pfunde zu wuchern. Will das Kompendium nicht Ruhm genug bringen, so läßt man einen Theil des Diskurses oder der Amplifikation des Kompendiums unter einem Modetitel drucken, und dann ist man ein Schriftsteller in bester Form.

Seb. Ja! aber doch sind, meines Erachtens, Studenten und Leser sehr unterschieden.

Mag. Ja freylich! darum werden auch die Stadthistörchen, die Anspielungen auf die Herren Kollegen, die Schwänke, die die Benevolenz der Herren Kommilitonen captiviren sollen, weggelassen, wenigstens von denen, die Kenntniß der Welt und Lebensart im Munde führen.

Seb. Das ist ganz gut! aber ich dächte doch, der ganze Ton müßte verändert werden. Ein Lehrer kann voraussetzen, daß er mehr Einsichten habe, als seine Zuhörer: deßhalb kann er ihnen manches sagen, was er den Lesern mit Anstand nicht sagen darf, weil

er

er vermuthen kann, daß darunter viele seyn möchten, die eben so viel, und mehr Einsicht haben, als er.

Mag. Sehr wenige Professoren denken so delikat, als Sie. Ich kenne mehr als einen, der seine Leser völlig eben so anredet und unterrichtet, als ob sie lauter junge Studenten wären.

Seb. Das befremdet mich sehr. Ich wenigstens, wenn ich in dem Falle wäre, würde mir immer vorstellen, daß die erleuchtetesten Leute meiner Zeit meine Leser seyn könnten, und welche armselige Figur ich gegen sie machen müßte, wenn ich ihnen ganz bekannte Sachen vordociren wollte, die sie viel besser wüßten. Ueberhaupt dächte ich, ein Lehrer in einem Kollegium für junge Leute, müsse sich nach dem Verständnisse des Geringsten unter seinen Zuhörern bequemen; hingegen ein Schriftsteller suche hauptsächlich den Verständigsten unter seinen Lesern zu gefallen, daher könne ein gutes Kollegium doch schwerlich ein gutes Buch werden.

Mag. Ey! Sie machen sich feine Schwierigkeiten! Wissen Sie hiemit, was gedruckt werden kann, kann ein Buch werden. Eine Dissertation, eine Prolusion, eine Oration, ein Programma, ein Oster- oder Pfingstanschlag, den ein Schulmann oder Professor Amtshalber schreiben muß, ist ja wohl noch weniger ein Buch.

Seb. Ich wenigstens halte die Verfertigung solcher Aufsätze für ein Opus operatum, bey dem, gewöhnlicher Weise, mehr die Hand, als der Kopf, nöthig ist.

Mag. O! man kann ein Schriftsteller von vielen Bänden werden, ohne den Kopf sonderlich anzustrengen. Was denken Sie wohl z. B. von einem Prediger, der seine gehaltenen Predigten drucken läßt?

Seb. Wenn meine Gemeine meine Predigten verlangte, so würde ich sie sehr gern zu ihrem Gebrauche drucken lassen; denn warum sollte ich ihr nicht schriftlich sagen, was ich ihr mündlich gesagt habe? Aber auch bloß für meine Gemeine sollten meine Predigten gedruckt werden. Ich habe meine Predigten immer besonders nach den Umständen meiner Gemeine eingerichtet. Nun würde ich immer denken, die Welt würde, was ich bloß meiner Gemeine gesagt habe, nicht mehr nutzen können, als das, was ich als Vater meinen Kindern, zu ihrem bessern Verhalten, eingeschärft habe.

Mag. Vielleicht würde doch die Welt das, was Sie so bescheiden ankündigen, mit mehrerm Nutzen lesen, als die Predigten der Herren, welche die ganze Welt für ihre Diöcese halten.

Seb. Es kann seyn, daß auch in meinen Predigten etwas gemeinnütziges ist; aber doch würde das

Bänd-

Bändchen, das ich mir der Welt vorzulegen getraute, immer sehr klein seyn.

Mag. Das Bändchen? Wer sich recht aufs Predigtschreiben legt, hört vor dem dreyzehnten oder vierzehnten Bande nicht auf.

Seb. Wie? dreyzehn oder vierzehn Bände Predigten? dazu gehört mehr Herz, als ich habe.

Mag. Freylich, Sie haben viel Bedenklichkeiten. Wenn Sie eine Dedikation an einen Patron zu machen hätten, und Sie könnten kein Buch schreiben, so dächten Sie auch wohl nicht daran, das erste beste Buch wieder drucken zu lassen, und es Ihrem Gönner zuzueignen?

Seb. Ich dächte wenigstens, der Patron würde es mir wenig danken, wenn ich, anstatt ihm etwas neues vorzusetzen, ihm nur etwas aufgewärmtes vorsetzte.

Mag. Als wenn der Patron nicht zufrieden seyn müßte, daß sein Namen vor dem Buche steht, und als wenn er es auch noch würde lesen wollen! Genug, daß Ihnen mancher Journalist danken wird, daß Sie, durch die neue Herausgabe, unserer Litteratur einen so großen Dienst geleistet haben. Und Sie werden noch dazu als ein wichtiger Mann erscheinen, wenn Sie

dem

dem Buche eine Vorrede vorsetzen, um es durch Ihren Namen der Welt anzupreisen.

Seb. Aber wenn man nicht wirklich sehr berühmt ist, so gehört viel Charlatanerie dazu, so eine vornehme Miene zu affektiren.

Mag. Ja! wenn Sie Ihren Namen selbst nicht für berühmt halten, so sind Sie auf gutem Wege, ihn nie berühmt zu machen. Ich merke wohl, Sie wollen incognito arbeiten; damit ist Ihnen auch zu dienen. Da ist mehr als Ein Verleger, der seinen Autoren aufträgt, was er zu brauchen denkt: **Geschichten, Romane, Mordgeschichten, zuverläßige Nachrichten,** von Dingen, die man nicht gesehen hat, **Beweise,** von Dingen, die man nicht glaubt, **Gedanken,** von Sachen, die man nicht versteht. Ich kenne einen, der in seinem Hause an einem langen Tische zehn bis zwölf Autoren sitzen hat, und jedem sein Pensum fürs Tagelohn abzuarbeiten giebt. Ich läugne es nicht, denn warum sollte ich Armuth für Schande halten? ich habe auch an diesem langen Tische gesessen. Aber ich merkte bald, daß ich zu diesem Gewerbe nichts taugte: denn ich kann zwar ohne Gedanken eine Korrektur lesen, aber nicht ohne Gedanken Bücher schreiben; und bey solchen Büchern ist immer der am angenehmsten, der nur am geschwindesten schreibt, wenn er auch gleich am schlechtesten schreiben sollte.

Seb. Am schlechtesten? da handelt ja der Verleger wider seinen eigenen Vortheil; denn was kann die Welt mit den schlechten Büchern machen?

Mag. Was geht den Verleger die Welt an? er bringt sein Buch auf die Messe.

Seb. Nun? und durch die Messe kommen die Bücher in die Welt.

Mag. Freylich! nur mit dem Unterschiede, daß sie vorher vertauscht werden, und daß also derjenige Verleger am besten daran ist, der die schlechtesten Bücher hat, weil er gewiß ist, etwas bessers zu bekommen.

Seb. Aber dann müssen doch einige Buchhändler die schlechtesten Bücher bekommen, und die bedaure ich.

Mag. Weßwegen? Es ist ihnen ja unbenommen, Narren zu suchen, die aus dem schlechtesten Buche klug zu werden denken, oder, die es um Gottes Willen lesen, wie mein alter Konrektor wollte, daß ich die schlechten Prediger hören sollte.

Seb. Nun fängt mir an ein Licht aufzugehen. So könnte es ja wohl der Vortheil der Buchhändler erfodern, zuweilen schlechte Bücher zu verlegen.

Mag. Dieß könnte wohl seyn; wenigstens scheint es nicht, als ob sie sich sonderlich darum zu bekümmern hätten, ob die Bücher gut sind, oder nicht.

Seb. Ja, wenn dieß wahr ist, was Sie da sagen, so müßte ich freylich von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Daseyn ich mich gefreuet habe, alle diejenigen abziehen, die die Konvenienz der Schriftsteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt.

Mag. Und rechnen Sie immer auch den größten Theil der ungeheuer großen Anzahl von Büchern ab, mit denen, vermittelst unserer Uebersetzungsmanufakturen, Deutschland überschwemmt wird.

Seb. Habe ich recht gehört? **Uebersetzungsmanufakturen**? Was soll denn das bedeuten?

Mag. **Manufakturen**, in welchen **Uebersetzungen** mit Händen gemacht werden: das ist ja deutlich.

Seb. Aber Uebersetzungen sind ja keine Leinwand, keine Strümpfe, daß sie auf einem Stule gewebt werden könnten.

Mag. Und doch werden sie beynahe eben so verfertigt, nur daß man, wie bey Strümpfen, bloß die Hände dazu nöthig hat, und nicht, wie bey der Leinwand, auch die Füße. Auch versichre ich Sie, daß keine Lieferung von Hemdern und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Uebersetzung aus dem Französischen: denn dieß wird für die gemeinste, aber auch für die gangbarste Waare in dieser Manufaktur geachtet.

Seb. Alles, was Sie mir sagen, ist mir unerhört. Also giebt es unter den Uebersetzungen, und unter den Uebersetzern auch wohl einen Rang oder Unterschied.

Mag. Allerdings! Ein Uebersetzer aus dem Engländischen ist vornehmer, als ein Uebersetzer aus dem Französischen, weil er seltener ist. Ein Uebersetzer aus dem Italiänischen läßt sich schon bitten, ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemal den Tag vorschreiben, an dem er abliefern soll. Einen Uebersetzer aus dem Spanischen aber findet man fast gar nicht. Daher kömmt es auch, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, wenn sie sie gleich nicht verstehen. Uebersetzer aus dem Lateinischen und Griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht: daher bieten sie sich mehrentheils selbst an. Außerdem giebt es auch Uebersetzer, die zeitlebens gar nichts anders thun, als übersetzen; Uebersetzer, die ihre Uebersetzungen in Nebenstunden zur Erholung machen, wie die Frauenzimmer die Knötchenarbeit, Marly und Filet; vornehme Uebersetzer: diese begleiten ihre Uebersetzungen mit einer Vorrede, und versichern die Welt, daß das Original sehr gut sey; gelehrte Uebersetzer: diese verbessern ihre Uebersetzungen, begleiten sie mit Anmerkungen, und versichern, daß das Original sehr schlecht sey, daß sie es aber doch leidlich gemacht hätten; Uebersetzer,

die durch Uebersetzungen Originalschriftsteller werden: diese nehmen ein Französisches oder Engländisches Buch, lassen Anfang und Ende weg, ändern und verbessern das übrige nach Gutdünken, setzen ihren Namen keck auf den Titel, und geben das Buch für ihre eigene Arbeit aus. Endlich giebt es Uebersetzer, die ihre Uebersetzungen selbst machen, und solche, die sie von andern machen lassen.

Seb. Sie vergessen, dünkt mich, noch einen wichtigen Unterschied, unter den Uebersetzern, die die Sache und beide Sprachen verstehen, und denen, die nichts davon verstehen. Ich glaube diesen Unterschied bey den wenigen Uebersetzern gemerkt zu haben, die neue Uebersetzungen der Apokalypse versuchten.

Mag. Vielleicht mag dieß bey der Apokalypse einen merklichen Unterschied machen, aber bey unsern gewöhnlichen Uebersetzungen aus dem Französischen und dem Engländischen wird nicht so genau darauf geachtet.

Seb. Aber ich dächte, dieß wäre das Vornehmste, worauf besonders der Verleger, seines eigenen Nutzens wegen, Acht haben müßte.

Mag. Keinesweges! Hieran denkt er gemeiniglich gar nicht, oder sehr wenig. Wenn er drey Alphabete, in groß Oktav oder in groß Quart, zu Kompletirung seiner Messe noch nöthig hat, so sucht er

unter allen neuen noch unübersetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, dessen Titel ihm am besten gefällt. Hat er einen Uebersetzer gefunden, (welches eben nicht schwer ist,) der noch drey Alphabete bis zur nächsten Messe übernehmen kann, so handeln sie über den armen Franzosen oder Engländer, wie zwey Schlächter über einen Ochsen oder Hammel, nach dem Ansehen, oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuersten verkauft, oder am wohlfeilsten eingekauft hat, glaubt, er habe den besten Handel gemacht. Nun schleppt der Uebersetzer das Schlachtopfer nach Hause, und tödtet es entweder selbst, oder läßt es durch den zweyten oder dritten Mann tödten.

Seb. Durch den zweyten oder dritten Mann? wie ist das zu verstehen?

Mag. Dieß ist eben das Manufakturmäßige beym Uebersetzen. Sie müssen wissen, daß es berühmte Leute giebt, die die Uebersetzungen im Großen entrepreniren, wie ein Irrländischer Lieferant das Pöckelfleisch für ein Spanisches Geschwader, und die sie hernach wieder an ihre Unterübersetzer austheilen. Diese Leute haben von allen neuen übersetzbaren Büchern in Frankreich, Italien und England die erste Nachricht, so wie ein Mäkler in Amsterdam Nachricht von Ankunft der Ostindischen Schiffe im Texel hat. An

die=

diese wenden sich alle Buchhändler, die Uebersetzungen haben wollen, und sie kennen wieder jeden ihrer Arbeiter, wozu er zu gebrauchen ist, und wie hoch er im Preise steht. Sie wenden ihnen Arbeit zu, bestrafen sie, wenn sie säumig sind, mit Entziehung ihrer Protektion, märzen die Fehler ihrer Uebersetzungen aus, oder bemänteln sie mit ihrem vornehmen Namen: denn mehrentheils sind Entrepeneure von dieser Art stark im Vorredenschreiben. Sie wissen auch genau, wie viel Fleiß an jede Art der Uebersetzung zu wenden nöthig ist, und welche Mittel anzuwenden sind, damit ihre Uebersetzungen allenthalben angepriesen, und dem berühmten Manne öffentlich gedanket werde, der die Deutsche gelehrte Welt damit beglückt hat.

Seb. Sie wissen, wie viel Fleiß an eine jede Art der Uebersetzung zu wenden nöthig ist? Gehört denn nicht einerley Grad von Fleiß zu jeder Uebersetzung, wenn sie in ihrer Art gut seyn soll?

Mag. Keinesweges! Dieß kann nach den Umständen sehr verschieden seyn. Z. B. Zu theologischen Büchern thut gemeiniglich ein hochwürdiger Herr einem Buchhändler den Vorschlag, sie unter seinem Namen und mit seiner Vorrede übersetzen zu lassen; es versteht sich aber, daß er das Buch nicht selbst übersetzt, sondern er giebt es, gegen zwey Drittheile der mit

dem Verleger abgeredeten Bezahlung, an einen seiner Arbeiter ab. Dieser verdingt es gemeiniglich gegen drey Viertheile dessen, was ihm der hochwürdige Herr gönnen will, an einen dritten, der es zuweilen, wenn die Manufaktur stark geht, an einen vierten, gegen funfzehn Sechzehntheile dessen, was er bekömmt, abläßt. Dieser übersetzt es wirklich, so gut oder schlecht er kann. Bey dicken Beweisen, daß der Messias schon gekommen ist, bey biblischen Geschichten in zwölf Bänden, bey volumnösen Dogmatiken, bey Predigten aus dem Französischen oder Engländischen übersetzt, kann dieß ohne Bedenken gewagt werden: denn die Leser, die solche Bücher lesen, merken nicht, ob irgendwo etwas falsch sey, und die theologischen Kunstrichter sind nicht so schlimm, daß sie durch den Namen eines berühmten Vorredners, oder durch ein höfliches Schreiben eines Bruders im Herrn, nicht sollten zur Duldung und Schonung einer schlechten Uebersetzung bewegt werden können. Die Ausgaben der Uebersetzungen historischer Werke, Reisebeschreibungen u. d. gl. sind meistens das Werk der Buchhändler, die sich dazu einen wohlgebornen oder Hochedelgebornen Herrn aussuchen: weil in diesem Fache die Uebersetzungsentrepreneure nicht so häufig sind, als im theologischen Fache. Doch werden solche Ue-

bers-

bersetzungen gemeiniglich auch an Unterarbeiter ausgetheilt. Diese müssen sich aber schon mehr in Acht nehmen, daß sie wenigstens die eigenen Namen richtig übersetzen, und die Jahrzahlen recht abschreiben: denn auf solche Sachen lauren unsere historischen Recensenten, wie Falken. Dagegen ist auch nicht so viel daran gelegen, wenn sie die Vorstellungen der Begebenheiten und die eingestreuten Reflexionen etwas flüchtig und schielend übersetzen: denn sie werden auf diese Art der Schreibart einiger Deutschen Geschichtschreiber desto ähnlicher, die in ihrer Freunde gelehrten Zeitungen und Journalen gewohnt sind am lautesten gelobt zu werden. Aber neue Komödien und neue Romane muß meistens der selbst übersetzen, der als Uebersetzer bekannt seyn will: denn diese Bücher kommen allzuvielen Lesern in die Hände, und die Kunstrichter sind hier gleich bey der Hand, und lassen sich selten durch einen berühmten Namen vom Tadel abschrecken.

Seb. Ich erstaune immer mehr über das, was Sie mir sagen. Es ist mir, als ob Sie von einer andern Welt redeten. Sie können auch unmöglich Deutschland im Sinne haben.

Mag. Sie vielmehr kommen aus einer andern Welt, aus der schönen Welt der Imagination, wo

jeder berühmte Mann viele Verdienste hat; wo jeder Schriftsteller zur Untersuchung der Wahrheit schreibt; wo die Vorreden wahre Nachrichten vom Buche enthalten; wo niemals ein Journalist den Schriftsteller, dem er nicht wohl will, anschwärzt; wo kein beleidigter Schriftsteller Kabalen macht; wo ein Lehrer der Tugend auch allemal tugendhaft, und ein Lehrer der Weisheit weise ist. Mein lieber Freund! träumen Sie nicht fort, so angenehm Sie auch träumen mögen; sehen Sie um sich herum, was in Deutschland vorgeht, so werden Sie finden, daß das, was ich Ihnen sage, keine Erdichtung ist.

Seb. Nun! wenn auch jemand einmal so etwas unternähme, so kann doch das Publikum nicht lange in der Verblendung bleiben, und dann wird es mit der Manufaktur aus seyn.

Wag. Unser Publikum ist sehr nachsehend, zumal bey dicken Büchern, welches diejenigen sind, die die Uebersetzer von Profession am liebsten wählen. Ich versichere Sie, daß wenigstens der dritte Theil der Deutschen Bücher auf diese Art fabricirt wird. Denn ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß beynahe die Hälfte der neuen Deutschen Bücher Uebersetzungen sind, und ich sage gewiß zu wenig, wenn ich nur zwey Drittel der Uebersetzungen als Manufakturarbeit ansehe.

Seb.

Seb. Gott behüte! die Hälfte unserer neuen Bücher sind Uebersetzungen? Was wird denn alles übersetzt.

Mag. Was? Bogen und Alphabete. Was darauf steht, darum bekümmert sich weder Verleger noch Uebersetzer, zum höchsten der Leser, wenn er will und kann.

Seb. Allein da wird denn auch der Leser gemeiniglich sehr unzufrieden seyn.

Mag. Ach nicht doch! die Leser der Uebersetzungen sind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles, was schwarz auf weiß gedruckt ist, eine große Ehrerbietung. Und wenn ihnen auch etwas nicht recht gefällt, so nehmen sie die Schuld auf sich selbst, und zählen Uebersetzer und Verfasser los. Kein Deutscher Leser wird das Unglück einer neuen Uebersetzung machen, so wenig als noch ein Deutsches Parterre jemals eine neue übersetzte Komödie ausgepfiffen hat.

Seb. Aber wenn auch niemand es merket, so ist es doch allemal einem Gelehrten unanständig, die Gelehrsamkeit bloß zu einem schimpflichen Gewerbe zu machen, und die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend ganz aus den Augen zu setzen.

Mag. Seyn Sie aus allzugroßer Gerechtigkeit nicht ungerecht. Unser Vaterland kann von den Gelehrten

lehrten nicht mehr fodern, als es um sie verdient. Wo ist das Deutsche Land, wo ein Deutscher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo ist es möglich, ohne besonders glückliche Umstände, die Muße zu finden, die ein Schriftsteller braucht, wenn er in seiner Kunst groß werden will. Unser bestes, wünschenswürdigstes Schicksal ist ein Amt, in dessen Erwartung wir verhungern müssen, wenn wir kein Erbtheil zuzusetzen haben, und bey dem wir, wenn wir es erhalten haben, vor vieler Amtsarbeit alle Gelehrsamkeit vergessen. Die besten deutschen Schriftsteller haben zuweilen die Muße, die sie zu ihren vortrefflichsten eigenen Werken nöthig gehabt haben, durch manufakturmäßige Uebersetzungen kümmerlich verdienen müssen. Es ist leider! fast gar kein anderes Mittel da, um einen Gelehrten, der kein Amt hat und kein Amt bekommen kann, vor dem Hunger zu verwahren. — Verlangen Sie nicht mehr, als wir leisten können.

Seb. Das Bild, das Sie machen, ist sehr traurig. Aber ich bleibe dennoch dabey, daß Entwicklung und Verbreitung der Wahrheit die Hauptpflicht eines Autors sey. Ich würde niemals daran gedacht haben, einen Kommentar über die Apokalypse zu schreiben, wenn ich nicht geglaubt hätte, unbekannte nützliche Wahrheiten entdeckt zu haben.

Mag. Die auch trotz Ihres Kommentars unbekannt bleiben werden. Denn, glauben Sie mir, Bengel ist im Besitze des apokalyptischen Reichs, aus dem Sie ihn nicht vertreiben werden. Wir haben in Deutschland noch kein Beyspiel, daß einem abgesetzten Dorfpfarrer mehr wäre geglaubt worden, als einem Prälaten.

Seb. Ich kann über das Schicksal meines Kommentars ruhig seyn. Genug, wenn ich die Wahrheit sage, wie ich sie erkenne, und weil es Wahrheit ist, und nicht deswegen, weil ich mit einem Buchhändler einen Kontrakt gemacht habe, ihm funfzig Bogen zu liefern. Wohin soll es mit der Deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn der größte Theil der Schriftsteller nicht die Beförderung der Gelehrsamkeit, sondern die Beförderung seines Ruhms und Nutzens sucht?

Mag. Und wohin soll es mit der Deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn Deutsche Gelehrsamkeit in unserm eigenen Vaterlande ein Schimpf ist? wenn das sicherste Mittel zu darben ist, sich auf Kenntnisse zu legen, die die Seelen unserer Mitbürger erleuchten, aber nicht ihren Wollüsten dienen, oder ihren Beutel füllen können? wenn kein einziges Mittel übrig bleibt, dem Gelehrten, der weder Kuppler noch Plusmacher seyn will, in der Welt sein Auskommen

zugeben? wenn man uns recht zu belohnen denkt, sobald man uns auf eine Universität schickt, wo wir unsere nöthigen Einkünfte von dem Wohlwollen einer unwissenden und ungezähmten Jugend suchen müssen? oder uns in ein Amt verstößt, wo uns alles, was wir gelernt haben, unnütz ist, und wo die edle Empfindsamkeit, welche durch die Wissenschaften in unsern Seelen verbreitet worden, die Ausübung dieses Amtes uns weit beschwerlicher macht, als einem rohen Diener der Absichten jedes Gewaltigen im Lande?

Seb. Ich bin ganz außer mir, über alles, was ich hören muß. So schlecht siehet es mit der Gelehrsamkeit in Deutschland aus? Wohin soll es mit Wahrheit und Tugend kommen, wenn die Gelehrten, die derselben Herolde seyn sollten, nur Eigennutz und Eigenlob suchen? Wie soll unser Vaterland durch die Wissenschafften erleuchtet werden, wenn man sie zu einem niedrigen Gewerbe mißbraucht? Nein! dieß ist mir ein unerträglicher Gedanken.

Mag. Geben Sie sich zufrieden! Was ist der Deutschen Gelehrsamkeit damit geholfen, wenn ein Paar arme Korrektoren eine unruhige Nacht haben? Wir wollen uns die Fehler unserer Litteratur und unserer Gelehrten nicht verhehlen, aber wir wollen auch das entschuldigen, was, ohne die Schuld unserer Gelehrten, nicht anders seyn kann. Hier-

Hiermit gab der Magister dem Sebaldus die Hand, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Zweyter Abschnitt.

Sebaldus brachte, der Ermahnung des Magisters ungeachtet, die Nacht sehr unruhig zu, und beseufzete noch den folgenden Tag den unvollkommnen Zustand der Deutschen Gelehrsamkeit und das Schicksal der Deutschen Gelehrten. Nachmittags gieng er zu seinem Freunde Hieronymus, um ihm sein gestriges Gespräch mit dem Magister zu erzählen, und ihn zu fragen, ob desselben Nachrichten zuverläßig wären.

Ich finde, sagte Hieronymus, daß der Hr. Magister von allen diesen Dingen sehr wohl unterrichtet ist; aber wie kann Sie diese Erzählung, die freylich nur allzu wahr ist, so gar sehr beunruhigen?

Seb. Es kränkt mich, daß ich von der Hochachtung, die ich für die Deutsche Gelehrsamkeit und für die Deutschen Gelehrten hege, so viel ablassen muß. Ich habe beständig einen Mann, der ein Buch schreiben kann, mit Ehrfurcht angesehen, und den ganzen Haufen der Schriftsteller habe ich mir als eine Anzahl einsichtsvoller und menschenfreundlicher Leute vorgestellt, die beständig beschäfftigt wären, alles, was der

menschliche Verstand edles, schönes und wissenswürdiges hervorbringen kann, zu erforschen, und es zur Aufklärung des menschlichen Geschlechts in ihren Büchern öffentlich bekannt zu machen. Nun thut es mir weh, daß ich sie als einen Haufen geschäftiger Schmierer ansehen soll, die Wahrheit und Einsicht zu einem schimpflichen Gewerbe machen, das bloß ihren eigenen Ruhm, Nutzen oder Nahrung zum Zwecke hat.

Hier. Und es thut Ihnen um desto weher, weil Sie selbst in die Zahl der Schriftsteller zu treten gedenken. — Nicht wahr? — Aber trösten Sie sich! Nicht alle Schriftsteller und Uebersetzer sind so beschaffen, wie sie Ihr Magister beschrieben hat. Er hat nur von neun Zehntheilen geredet. Es ist noch das zehnte Zehntheil übrig, würdige gelehrte Männer, die es wirklich mit dem Fortgange der Wissenschaften gut meinen, welche der Eitelkeit und den Vergnügungen der Jugend entsagen, um sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, und welche Nächte durchwachen, um ihre Nebenmenschen klüger, weiser, erleuchteter und gesitteter zu machen. In deren Gesellschaft zu treten, dürfen Sie sich nicht schämen.

Seb. Und dieser wäre nur eine so geringe Anzahl? Wenn Sie die Anzahl der nützlichen Bücher so geringe

ringe machen, wissen Sie wohl, daß Sie sich selbst erniedrigen?

Hier. Wie so?

Seb. Ich habe immer der Buchhandlung vor allen Arten der Handlung den Vorzug gegeben, weil ich glaube, daß durch ihre Vermittelung die gelehrten Kenntnisse unter die Menschen gebracht werden, weil sie nicht blühen kann, als wenn eine gründliche und nützliche Gelehrsamkeit blühet.

Hier. Da haben sie einen sehr falschen Begriff von der Buchhandlung. Sie stehet nur in rechtem Flore, wenn die Leute sehr dumm sind.

Seb. Wenn die Leute sehr dumm sind? Das kann ich nicht begreifen. Dumme Leute werden ja keine Bücher kaufen.

Hier. Weßwegen nicht? Sie kaufen dumme Bücher, und die sind in grösserer Anzahl und machen grössere Bände aus. Es ist auch viel leichter und bequemer für dumme Leute zu schreiben und zu verlegen, als für kluge. Sehen Sie nur meine Kollegen, die Buchhändler, in den katholischen Provinzen an, die zum Theile reicher sind, als alle protestantischen Buchhändler, die jetzt die Messe besuchen. Sie finden in ihren Verzeichnissen schöne Folianten über das Jus canonicum, herrliche Fasten- und Fronleichnamspredigten,

derbe Kontroverspredigten wider alle Ketzer, tröstliche Legenden der Heiligen, Gebetbücher und Breviarien in Menge, aber oft kein einziges vernünftiges Buch, das ich, so einfältig auch meine liebe Vaterstadt ist, in meinen Buchladen legen, oder Sie, wenn Sie noch so reich wären, in Ihre Bibliothek würden setzen wollen. Oder haben Sie, wider Vermuthen, (hier ergriff er ein auf seinem Pulte liegendes Bücherverzeichniß) Lust z. B. folgende Bücher zu kaufen: **Laurentii von Schnüffis mirantische Mayenpfeife, mit Kupf. P. Sennenzwickels ernstliche Kurzweil für die zenonische Gesellschaft der machiavellischen Staatsklügler, worin das edle Paar Gebrüdrichen** Atheismus **und** Naturalismus, **samt den hallerischen Gedichten dem** Sileno **als Riesenschröcker aufgeopfert werden.** P. Dionysii **von Lützenburg verbesserte Legend der Heiligen von** P. Martin **von Cochem. Der himmlische Gnadenbrunn St. Walburgä. Die geistliche Sonnenblum d. i. kurze tägliche Besuchungen des allerheil. Sacraments des Altars.** P. **Biners MuckenTanz der Herren Prädicanten zu Zürch um das Licht der katholischen Wahrheit. Alexii Riederers Geistliches Seelennetz oder 150 geistreiche Betrachtungen. Bulffers**

mit kurzen, doch guten Waaren handelnder evangel. Kaufmann, oder kurze Sonn- und Feyertagspredigten. Der christkatholische goldne Schlüssel, mit welchem die Schatzkammer der zeitlich- und ewigen Güter kann aufgesperrt werden. Hausingers geistliches Frühstück, oder auserlesene Sittenlehren, wollen Sie diese, und andere dergleichen schöne Sächelchen mehr, kaufen?

Seb. Nein! was sollte ich mit dem unsinnigen Zeuge machen!

Hier. Nicht? desto schlimmer für den Buchhändler, daß Sie so klug sind; er wird sich dumme Käufer schaffen müssen, oder sein ganzer Laden wird voll bleiben.

Seb. Aber der Buchhändler sollte der Gelehrsamkeit aufhelfen, und keine andere, als gute Bücher, drucken und verkaufen.

Hier. Das heißt von dem Buchhändler zu viel gefodert, der sich nie nach dem Geschmack der besten Gelehrten, ja selbst nicht nach seinem eigenen, sondern nach dem Geschmack des großen Haufens richten kann; und dieser macht es ihm nur allzuleicht, die guten Schriftsteller beynahe ganz zu entbehren.

Seb. Dieß thun die Buchhändler freylich, aber Sie sollten es nicht thun, sondern sollten sich billig

nach dem Geschmacke der größten Gelehrten richten. Ich habe mich schon oft über Sie gewundert, da Sie wissen, was große Gelehrte von Büchern urtheilen, und doch schlechte Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Mein Freund! der Geschmack der großen Gelehrten ist der Geschmack sehr weniger Leute. Der Buchhändler aber braucht sehr viele Käufer, wenn er sein Geschäfft treiben soll. Daher kömmt es, daß so oft Autor und Verleger, bey dem besten beiderseitigen Willen, sich nicht vereinigen können. Jener will den innern Werth seines Buchs verkaufen, dieser will bloß eine Wahrscheinlichkeit des Absatzes kaufen. Jener schätzt seinen und seines Buches Werth nach dem Beyfalle einiger **wenigen Edlen.** Dieser überlegt, ob es möglich oder wahrscheinlich sey, daß **viele** nach dem Buche lüstern seyn werden, ohne in Anschlag zu bringen, ob sie gelehrt oder ungelehrt, weise oder einfältig, nach Unterricht oder nach Zeitvertreib begierig sind. Sehen Sie den Tyroler, der dort geschliffne optische Gläser zum Verkaufe herumträgt. Er hat kein **Flintglas** und keine **Dollondschen Tuben.** Fragen Sie ihn, warum er nicht vorzüglich sich erkundigt, was für Gläser die größten Astronomen verlangen. Er wird antworten: Ich verkaufe meine Gläser, ich bekümmre mich nicht, ob man sie in Teleskope setzt, um unbekannte

te Sterne zu observiren; oder in Perspektive, um einen entfernten Feind zu entdecken, oder den Freund, der uns besuchen will, früher zu erblicken; oder in Mikroskope, um im Samenthierchen zu unterscheiden, ob der erste Keim des Menschen ein Fisch oder eine Faser ist; oder in Brenngläser, um Flotten oder Tabackspfeifen anzuzünden; oder in Brillen, um feine Schrift zu lesen. Soviel ist gewiß, irgendwozu muß die Waare brauchbar seyn, sonst führe ich sie nicht. Doch hat mich die Erfahrung so viel gelehret, daß Brillen stärker abgehen, als Teleskopien *), zumal in meinem Lande, wo viele Leute ein blödes Gesicht haben, und sich kein Mensch auf die Astronomie legt.

Seb. Aber es ist dennoch unrichtig, daß die Buchhandlung durch dumme Bücher in Flor kömmt, denn

*) Daß diese Erfahrung des Tyrolers, auch schon im vorigen Jahrhunderte richtig befunden worden, zeigt, unter andern, die weise Frau Verlegerinn eines höchst wichtigen Türkisch geschriebenen Geschlechtregisters, mit dessen Uebersetzung und Kommentirung Wilhelm Schickard, Professor zu Tübingen, im Jahre 1628. die orientalische Geschichte aufklären wollte. Schickard glaubte gewiß, sein Buch würde viel Käufer haben, weil es nicht zu den gemeinen alle Tage vorkommenden Büchern gehörte, sondern er darinn den Gelehrten von einer neuen und fremden Materie viel neues und fremdes berichten konnte. Aber aus dieser Ursache befürchtete die Frau Verlegerinn das Gegentheil. Sie versicherte, aus der Erfahrung zu wissen, daß die Bauerkalender viel häufiger verkauft würden, als die astronomischen Ephemeriden, aus denen sie gemacht sind. S. Lessings Beyträge zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag S. 91.

Sie können doch nicht läugnen, daß, seitdem die Lektur in Deutschland mehr Mode geworden, die Buchhandlung mehr florire.

Hier. Das läugne ich geradezu. Zur Zeit der schönen dicken Postillen, der zentnerschweren Konsultationen, der Arzneybücher in Folio, der Opera omnia, der klassischen Autoren und Kirchenväter in vielen Folianten, der theologischen Bedenken und der Leichenpredigten in vielen Bänden, der **Labyrinthe der Zeit**, der **Schaubühnen der Welt**, war die Buchhandlung im Flor. Was giebt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? kleine Büchelchen von wenig Bogen, die aus Hand in Hand gehen, viel gelesen und wenig gekauft werden; wodurch denn endlich die Leser so klug werden, daß ihnen die alten Kernbücher anstinken. Sehen Sie, das ist der Vortheil, den wir Buchhändler vom Lesen der Bücher haben.

Seb. Das ist doch sonderbar. Wenn den Buchhändlern nichts daran gelegen ist, daß die Bücher gelesen werden, was verlangen sie dann, das damit vorgenommen werden soll?

Hier. Man soll sie zerreißen, oder Wände damit tapezieren.

Seb. Gott behüte, was sagen Sie da!

Hier. Was alle Tage geschieht. Meine besten Kunden sind Schulknaben, Handwerksburschen, Bauern,

gute Mütterchen, die beten und singen, und die die Knäblein und Mägdlein oft mit sich in die Wochenpredigten nehmen, die denn aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Gesangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Konsumtion von Büchern, und in diesem Kriege sind viele Streitschriften wider die Ketzer, die mir zur Last lagen, in Patronen verschossen worden. Wände mit Büchern tapezieren, oder, um gelehrter zu reden, große Bibliotheken errichten, war zu der Zeit Mode, als die vorhergenannten großen Bücher noch verkauft wurden. Jetzt hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu lesen, die großen Bibliotheken und die schwerfällige Art zu studiren, wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht; und seitdem ist eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verstopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunst einem Buchhändler aufhelfen könnte, so wird selten eine verbrannte Bibliothek wieder angeschafft.

Seb. So ist dieß das Schicksal der Bücher, der Früchte des Fleißes so vieler verdienstvollen würdigen Gelehrten? Zerrissen, zu Düten verbraucht, oder vergessen, oder verbrannt zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie sich zufrieden! wir reden von zwey ganz verschiedenen Dingen. Erinnern Sie sich

nur aus Ihrem Gespräche mit dem Hrn. Magister, auf welche Art die Bücher, die marktgängige Waare sind, verfertigt werden, so werden Sie finden, daß sehr viele davon eigentlich noch ein schlechter Schicksal verdienten.

Seb. Ganz wohl. Aber wenn auch alles wahr wäre, was Sie und der Hr. Magister mir gesagt haben, so wünschte ich doch, daß es nicht wahr seyn möchte.

Hier. Ich auch.

Seb. Und doch sagen Sie selbst, Ihr Vortheil erfordere es, daß die Welt dumm bleibe.

Hier. Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freylich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber ich liebe meinen Vortheil nicht so sehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wollte. Ich liebe die Aufklärung des menschlichen Geschlechts; sie fängt auch an, sich bey uns zu zeigen; allein sie gehet noch mit sehr langsamen Schritten fort. Ich habe den Wirkungen derselben oft mit Vergnügen bis in die Winkel nachgespürt, wohin keine gelehrte Nachricht reicht. Ich merke seit einiger Zeit, daß in meiner Vaterstadt verschiedene schlechte Bücher, die ich sonst oft verkauft habe, liegen bleiben, und freue mich darüber.

Seb. Ich frage Sie aufs Gewissen, mein lieber Freund, ist nicht ein wenig Selbstlob bey dieser Großmuth, deren Sie sich rühmen?

Hier. Mit nichten! denn es ist gar keine Großmuth. Ich habe Korrespondenz nach dümmeren Städten und Provinzen, wo diese schlechten Bücher begierig gekauft werden.

Seb. Aber wenn diese auch einmal klug werden?

Hier. Sehr wohl! alsdann bin ich ganz gefaßt, den Buchhandel niederzulegen, und bloß beym Kornhandel zu bleiben. Seitdem die ökonomischen Principien aus Frankreich bey uns Mode geworden sind, und alles ruft: **Fahrt nur viel Korn weg, so werdet ihr viel haben!** ist in meinem Vaterlande und in den benachbarten Gegenden so oft Kornmangel, daß es sich der Mühe belohnt, ein Kornhändler zu seyn. Auf allen Fall werden in meinem Vaterlande noch keine Zeuge zu Schlafröcken, noch keine Mützen Hüte und Strümpfe gemacht; ich kann also noch Manufakturen anlegen. Aber wehe den Buchhändlern in dummen Ländern, wo schon viel Manufakturen sind, und wo die Handlung überhäuft ist! Wenn ein solch Land einmal erleuchtet wird, so ist für sie kein Mittel zur Nahrung weiter übrig.

Seb. Aber ich habe doch gehört, daß in England und in Frankreich sich die Buchhändler bey guten Büchern sehr wohl stehen sollen.

Hier. Das kömmt daher, weil in Frankreich und in England, die Klasse der Schriftsteller der Klasse der Leser entspricht; weil jene schreiben, was diese zu lesen nöthig haben, und lesen können.

Seb. Ist es denn in Deutschland nicht eben so?

Hier. Sehr selten. Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beynahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres. Ein Gelehrter ist bey uns ein Theologe, ein Jurist, ein Mediciner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Bakkalaureus, ein Collega infimus, und er schreibt auch nur für seine Zuhörer und seine Untergebnen. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen Deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt, für sie zu schreiben; und wenn es zuweilen geschiehet, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen **nach der Lampe,** *) daß es niemand an-

*) Der Verfasser, der als ein Deutscher sich in nichts dessen was Deutsch ist schämet, bekennet gern, daß auch dieses Werk von diesem Geruche nicht wenig an sich hat. Er warnet alle Weltleute, es nicht zu wagen solches zu lesen.

anrühren will. Die zwanzig Millionen Ungelehrte vergelten den 20000 Gelehrten Verachtung mit Vergessenheit: sie wissen kaum, daß die Gelehrten in der Welt sind. Weil nun kein Gelehrter für Ungelehrte schreiben will, und dennoch die ungelehrte Welt so gut ihr Bedürfniß zu lesen hat, als die gelehrte, so bleibt das Amt für Ungelehrte zu schreiben, endlich den Verfassern der **Inseln Felsenburg**, der **Postillenschreibern**, und der **moralischen Wochenblätter**, deren Fähigkeiten den Fähigkeiten der Leser, die sie sich gewählt haben, viel genauer entsprechen, als die Fähigkeiten der größten Gelehrten ihren Lesern: die daher weit mehr gelesen werden, als die größten Genien, die aber auch ihre Leser nicht um einen Daumen breit höher hinaufheben, die vielmehr sehr oft nicht wenig beytragen, daß das Licht der wahren Gelehrten sich nicht auf die Ungelehrten ausbreitet. Daher sind einige Städte bey uns so helle, und ganze Länder sind in der größten Finsterniß.

Seb. Aber die Wissenschaften können nicht allemal so faßlich vorgetragen werden, daß sie der große Haufen begreifen kann, sie würden sonst nicht allein nicht erweitert werden, sondern sie würden endlich in ein seichtes Geschwätz ausarten, das man bey halbem Hinhören begreifen kann; aber ihre wichtigsten

Wahr-

Wahrheiten würden sie entbehren müssen, weil sie nicht durch eine flüchtige Lektur, sondern nur durch ein gründliches Studium begriffen werden können. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß die Franzosen auf diese Art verschiedenen Wissenschaften geschadet haben, weil sie popular vortragen wollten, was sich nicht popular vortragen läßt. Man würde auch dem Gelehrten alle Begierde nach neuen Entdeckungen nehmen, wenn er nie für den Gelehrten, sondern nur für den Unwissenden schreiben sollte. Es müssen also **gelehrte Bücher bloß für Gelehrte** geschrieben werden.

Hier. Ganz recht! Nur wenn die Nation durch die Schriften der Gelehrten soll erleuchtet werden, so muß sich die Anzahl der **bloß** für Gelehrte geschriebenen Bücher, zu den für das ganze menschliche Geschlecht geschriebenen Büchern verhalten, wie die Anzahl der Gelehrten zu dem übrigen menschlichen Geschlechte, vielleicht wie 1 zu 1000, vielleicht wie 1 zu 2000. Ich befürchte aber, es wird in Deutschland gerade umgekehrt seyn.

Seb. Aber wenn nun bey uns in Deutschland die Anzahl derjenigen Gelehrten, die sich fähig finden, durch neue Erfindungen die Gränzen der Wissenschaften zu erweitern, grösser ist, als derer, die sich fähig fin-

finden, die schon erfundenen Wahrheiten für das Publikum faßlich zu machen?

Hier. Ich zweifle, daß deßhalb die Deutschen Gelehrten bloß für Gelehrte schreiben, weil sie viel neue Entdeckungen zu machen hätten. Es sind in Deutschland, nach einer gewiß nicht zu starken Berechnung, seit hundert Jahren 400 bis 500 Logiken geschrieben worden; vielleicht in dreyen oder vieren mag diese Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichert worden seyn, die übrigen schreiben sich aus, und aufs höchste haben sie einige Definitionen verändert, und einige Lehrsätze anders eingekleidet: und dieß sind die neuen Erfindungen, worauf sie stolz thun. Sind solche Entdeckungen wohl der Mühe werth? und wäre es nicht besser gewesen, wenn die, die so wenig entdecken konnten, sich lieber beflissen hätten, das schon entdeckte gemeinnützig zu machen? Es kömmt mir vor, als ob in Deutschland in den beiden vorigen Jahrhunderten Materialien zu dem großen Gebäude der Wissenschaften wären gesammelt worden, die aber in ziemlicher Unordnung untereinander herumlagen, Quadersteine, Backsteine, Dachziegel, Balken, Bretter, Eisenwerk u. s. w. Im vorigen Jahrhunderte war die Beschäfftigung der Gelehrten, die Materialien abzusondern,

und

und jede Art in zierliche Schichten übereinander zu setzen. In diesem Jahrhunderte hätten Baumeister kommen sollen, die aus diesen Materialien, dem menschlichen Geschlechte zum Besten, Gebäude gebauet hätten. Aber jeder Gelehrte fährt fort, sein Schichtchen Backsteine vor sich her dicht aufeinander zu legen, und nennt es ein Lehrgebäude. Ist jemand so glücklich, auf seinem Spaziergange ein Paar einzelne Steine zu finden, und sie in guter Ordnung zu seinem Häufchen hinzuzulegen, so heißt er ein Erfinder. Derjenige, der große Quadersteine in Graben neben einander wälzt, daß sie einmal künftig einem Gebäude zum Grunde dienen könnten, heißt ein tiefsinniger gründlicher Mann. So thun unsere sämtlichen Gelehrten nichts, als Materialien in Ordnung bringen, und einen Grund legen. Fängt aber jemand an, aus den verschiedenen großen Haufen Materialien, die Jahrhunderte lang dicht aufeinander gelegen haben, auf den schon gelegten Grund ein Gebäude zu bauen, so verspottet man ihn als einen seichten Kopf, der Materialien und Grund von andern nimmt, und dessen Ordnung voller Lücken ist. Man bedenkt nicht, daß durch diese Lücken das Licht in das Gebäude fällt, und daß durch dieselben Menschen in das Gebäude hineingehen können; dahingegen in den dichten Haufen weder

Licht

Licht noch Wärme dringen und keine menschliche Kreatur darinn wohnen konnte. Man sollte nicht zufrieden seyn, jede Wissenschaft vor sich in ein Lehrgebäude zu ordnen, sondern eine jede Wissenschaft sollte billig auf alle andern, und alle zum Besten der menschlichen Gesellschaft angewendet werden.

Seb. Aber ich wiederhole noch einmal, die Wissenschaften würden seicht werden, wenn man nicht fortführe ihre Theorien zu untersuchen. Wohin soll es endlich mit ihnen kommen, wenn man bloß das, was davon dem gemeinen Haufen faßlich ist, bearbeiten will?

Hier. Und wohin soll es endlich mit der Beförderung der Entwicklung aller Kräfte des Geistes, mit der Erleuchtung des ganzen menschlichen Geschlechts kommen, die der vorzüglichste Zweck der Wissenschaften ist, wenn die Gelehrten bloß für sich, und jede Art von Gelehrten besonders für sich, in ihrem kleinem Zirkel, bleiben, und den großen Zirkel der übrigen ganzen Nation ihrer Achtsamkeit unwürdig halten wollen. Es können zwar immer einige Gelehrte von Profession bleiben, davon jeder über seine Wissenschaft einzeln nachdenkt, und seine Bemerkungen den Gelehrten mittheilet. Aber haben denn die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menschliche Geschlecht?

schlecht? Der Bauer, der das Feld besäet, der Weber, der Zeuge bereitet, der Maurer, der Häuser bauet, der Kaufmann, der die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit gereichenden Dinge zusammenbringt, tragen, jeder durch seinen Fleiß, das ihrige zum gemeinen Besten bey, und auch die Gelehrten werden durch sie genähret, bekleidet, vor den Ungemächlichkeiten des Wetters bewahrt, und mit Bequemlichkeiten versehen: sollten die Gelehrten nun ein Recht haben, ihre Einsichten beständig nur unter sich zu behalten, und sie nie diesem geschäfftigen Theile der Nation, für die Wohlthaten, die sie täglich von ihm empfangen, mitzutheilen. Sie können dieses nicht allein dadurch thun, wenn sie gewisse gemeinnützige Wahrheiten faßlich vortragen, welche Beschäfftigung viele Gelehrten deßhalb verachten, weil sie glauben, daß nur mäßige Geschicklichkeit dazu gehöre. Es giebt vielmehr noch eine höhere Art der Gemeinnützigkeit, die Genie, Gelehrsamkeit, Anstrengung aller Geisteskräfte erfodert, und die man dadurch erreicht, wenn man, wie ich schon gesagt habe, nicht allein jede Wissenschaft für sich selbst, sondern auch in Absicht auf alle andern, und alle in Absicht auf die menschliche Gesellschaft betrachtet. Hierinn fehlen die meisten Deutschen Schriftsteller, die ihre Wissenschaft zwar aus dem Grunde verstehen, aber

sie

sie bloß allein für sich, und nie in dem Zusammenhange mit den übrigen Wissenschaften, und nie in Absicht auf den Nutzen des menschlichen Geschlechts, betrachten. Ein Kriminalist ist ein grundgelehrter Mann, wenn er alle Ausgaben der peinlichen Halsgerichtsordnung mit ihren Kommentarien durchgelesen und verglichen hat, und genau zu bestimmen weiß, in welchem Falle, und im wie vielsten Grade man zur Tortur schreiten soll. Er hält den für einen schwachen Kopf, der noch erst untersuchen will, ob ein Erforschungsmittel der Wahrheit, das im Heil. Römischen Reiche schon vor mehr als zweyhundert Jahren durch Gesetze vorgeschrieben worden, unzulänglich, ja gar unmenschlich seyn könne. Ein Lehrer des Deutschen Kirchenrechts wird mit grössester Gründlichkeit und Belesenheit beweisen, daß im Heil. Römischen Reiche nur zwey Religionen existiren dürfen, und daß es reichsgesetzwidrig sey, wenn derjenige, der keiner dieser beiden Religionen beyfällt, nicht sogleich des Deutschen Vaterlandes verwiesen werde. Laß den friedfertigen Gottesgelehrten, laß den menschenfreundlichen Philosophen, laß den einsichtsvollen Politiker dawider auftreten, und versichern, wahre Religion, Wohl der Menschen, und Wohl des Staats erfodere, daß man niemand dogmatischer

Lehren wegen verdamme, und keinen Ketzer, sobald er ein guter Bürger ist, aus dem Lande jage: er wird sie bloß bedauren, daß sie in der Kenntniß des Deutschen Kirchenrechts so unwissend sind. Laß sie sich auf die gesunde Vernunft berufen: er wird voll Verachtung antworten, daß man so wenig das Deutsche Kirchenrecht, als das Deutsche Staatsrecht nach der Vernunft, sondern nach dem Herkommen beurtheilen müsse. Eben so sammelt der Geschichtschreiber eine Menge Thatsachen, ohne Wahl und Absicht, ohne daraus Philosophie, Politik oder Kenntniß des Menschen zu erläutern, und der Philologe giebt klassische Autoren heraus, sammelt Lesearten und berichtigt Varianten, ohne ein einzigmal seine Leser auf den Geist der alten Schriftsteller, auf den Zweck, warum sie geschrieben haben, zu führen. Wenn ich nicht gewohnt wäre, weder im Guten noch im Bösen von Gottesgelehrten zu reden, so würde ich die anführen, die mit ihren Nebengottesgelehrten beständig Dogmatik, Exegese und Polemik wechseln, ohne jemals zu überlegen, welchen Einfluß Dogmatik, Exegese und Polemik auf die Verbesserung des menschlichen Geistes haben könne, und wie sie sich gegen Geschichte, Philosophie und Politik verhalte. Wenn jemals die Deutschen Schriftsteller anfangen, die Wissenschaften

aus

aus solchen Augenpunkten zu betrachten, so werden sie sie mit weit glücklicherm Erfolge erweitern, als durch trockne Kompendien, leere Spekulationen und absichtlose Kompilationen; sie werden für Kenner schreiben, und doch den Lesern aus allen Ständen interessant werden. Selbst durch dieses Interesse werden sie alle Arten von Lesern zum Studiren wissenschaftlicher Kenntnisse ermuntern. Auf diese Weise werden sich die Wissenschaften in mehrere Stände ausbreiten, und gelehrte Schriftsteller werden alsdann mehr erleuchteten Lesern faßlich schreiben können, ohne, der seichten Denkungsart des großen Haufens zu Gefallen, eine unrecht verstandene Popularität zu affektiren.

Seb. Ich finde, daß Sie vollkommen Recht haben. Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wissenschaften, als die Erleuchtung des menschlichen Geschlechts. Aber hiezu haben gewiß vortreffliche Deutsche Schriftsteller auch das Ihrige beygetragen. Ich darf Ihnen nur aus dem Fache, das ich kenne, die würdigen Gottesgelehrten unsers Vaterlandes ins Gemüth bringen, die sich mit glücklichem Erfolge bemühet haben, Dogmatik, Exegese und Polemik, nach dem Nutzen und dem Schaden, den sie dem menschlichen Geschlechte bringen können, zu betrachten.

Hier. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von keinem Gottesgelehrten urtheilen will: aber ich verehre die großen Schriftsteller in allen Wissenschaften, die von philosophischen und menschenfreundlichen Absichten belebt, mehrere Wissenschaften zugleich überschauen, und das wahre Verhältniß einer jeden zur allgemeinen Erkenntniß zu bestimmen suchen. Deutschland hat einige, und sie sind vortrefflich, aber sie sind in sehr geringer Anzahl. Die meisten Deutschen Schriftsteller, voll pedantisches Stolzes, sind nur bemühet, den Theil der Wissenschaften, den sie lehren, er mag nun klein, unbeträchtlich, ja wohl schädlich seyn, als den wichtigsten auszugeben, und ihnen dünkt, um zu meinem vorigen Gleichnisse zurück zu kommen, daß der kleine Haufen Steine, den sie sammeln und Stein über Stein aufstapeln, wichtiger und nützlicher sey, als das größte Gebäude.

Seb. Mein Freund! Sie sind wirklich gegen die Deutschen Gelehrten ungerecht, und nehmen Sie es mir nicht übel, fast muß ich glauben, dieß komme von Ihrem Stande her. Sie selbst haben die Tiefen der Gelehrsamkeit nicht erforschet, und wissen also auch nicht, wie ein wahrer Gelehrter eigentlich beschaffen ist. Ein wahrer Gelehrter sieht alle Gegenstände der menschlichen Erkenntniß in einem weit hellern

Lichte,

Lichte, als ein Ungelehrter, und kann daher von ihrem Werthe und Unwerthe besser urtheilen; er wird nie die Wissenschaft, in der er arbeitet, höher achten, als sie es werth ist, oder deßhalb die andern Wissenschaften, wenn sie wichtiger sind, vernachläßigen. Die Wissenschaften, mein lieber Herr Hieronymus, sind durch ein allgemeines Band verbunden, und wer bloß seine Wissenschaft schätzen wollte, und die andern nicht, handelte so thöricht, daß sich dieß von keinem wahren Gelehrten vermuthen läßt. Lernen Sie die Gelehrten besser kennen.

Hier. Haben sie den Meßkatalogus von dieser Messe schon gelesen?

Seb. Wie kommen Sie darauf? nein, noch nicht.

Hier. Wir wollen einmal die Beschaffenheit der neuen deutschen Bücher aus diesem Katalogus beurtheilen. Lassen Sie uns einmal zusammenrechnen, wie viel von jeder Art der Wissenschaften Bücher herausgekommen sind, und hernach darüber Betrachtungen anstellen.

Seb. Sehr gern, dieß wird Sie am besten widerlegen. Wahre Gelehrte sehen allemal, das lasse ich mir nicht ausreden, auf dasjenige, was dem Ganzen vortheilhaft ist, nicht, was ihnen insbesondere gefällt.

Sie fiengen also an, den Meßkatalogus durchzugehen, und fanden 350 Uebersetzungen *) aus verschiedenen Sprachen, 65 neue Stücke von Journalen, 40 Kompendien und Lesebücher, 74 Dissertationen und Programmen, 53 Bände Predigten, 67. theologische Bücher von allerhand Art, aber nur 9 iuristische, weil die Anweisungen zum Reichsprozesse und zum Kriminalprozesse schon oben unter den Kompendien gerechnet worden, 23 medicinische Bücher, 16 Wochenblätter, 5 Geschichtbücher, 37 diplomatische Bücher, 17 Romane, meistens in Erfurt, Dresden und Regenspurg gedruckt, 43 ökonomische große und kleine Traktate, 31 Gedichte, 3 mathematische Bücher, 1 physikalisch Buch und 15 aus der Naturhistorie. Hingegen fanden sie nur zwey einige Wochen vor der Messe erschienene Bücher, worinn die Wissenschaften in ihrer Verbindung, und in Verhältniß auf die Menschheit, betrachtet wurden, und von diesen versicherten verschiedene gelehrte Zeitungen, voller Verachtung, daß ihre Verfasser seichte Köpfe wären, die keine gründlichen Einsichten in die Wissenschaften hätten,

und

*) Diejenigen, denen etwan die Anzahl der Uebersetzungen und Journale, nach Proportion, allzustark dünken sollte, müssen bedenken, daß es eine Michaelmesse war. Denn wenn auch einige Schriftsteller im Sommer spatzieren gehen, so arbeiten doch Uebersetzer, und Journalisten, im Sommer und Winter, mit gleicher Thätigkeit fort.

und bloß durch das geringe Verdienst einer guten Schreibart bey dem gelehrten Pöbel Beyfall erschlichen.

Hieronymus gieng in ein Nebenzimmer, um diese Zeitungsstücke zu suchen, weil er aber dabey etwas verweilte, hatte **Sebaldus** indessen eiligst 13 Titel von neuen Büchern über die Apokalypse, die er sich beym Durchsehen des Katalogus heimlich mit dem Nagel gezeichnet hatte, auf einen Zettel ausgezogen, mit dem er dem **Hieronymus** entgegen kam, und ihn sehr angelegentlich bat, ihm diese Bücher zu leihen. Der gefällige **Hieronymus** fieng gleich an zu suchen, und kaum hatte er sie herbey geholt, als **Sebaldus**, des bisherigen Gesprächs ganz uneingedenk, sie unter den Arm nahm und damit nach Hause eilte, wo er nicht ruhete, bis er eins nach dem andern durchgelaufen hatte.

Den dritten Tag brachte er dem **Hieronymus** die Bücher zurück, und nahm sich unterweges vor, seinem Freunde zwar für die Bücher zu danken, aber ihm doch wegen seiner irrigen Meinung, von der partheyischen Achtung der Gelehrten für ihre Lieblingswissenschaft, den Kopf zurechte zu setzen: allein er fand, zu seinem Mißvergnügen, daß der gute **Hieronymus** bereits abgereiset war; daher er sowohl seinen Dank als seine Ermahnung bey sich behalten mußte.

Dritter Abschnitt.

Inzwischen konnte Sebaldus die Gespräche, die er mit dem Magister und mit dem Hieronymus gehalten hatte, gar nicht vergessen. Er sollte die ganze Idee, die er sich von dem Zwecke des gelehrten Lebens, und von dem Zustande der Deutschen Schriftstellerey gemacht hatte, ändern. Er sollte glauben, daß der größte Theil der Schriftsteller von Profession, nicht so uneigennützig, als er selbst, bloß um die Ausbreitung der Wahrheit besorgt wären. Dieß war ihm unerträglich. Er redete also mit jedem von dieser Sache, der ihm vorkam. Besonders war er an einen seiner Nebenkorrektoren gerathen, der es als eine Versorgung ansah, wenn er bis zu dem Posten eines Uebersetzers fortschreiten könnte. Er war auch so glücklich gewesen, wir wissen nicht, ob von einer **Paraphrase übers neue Testament** in einigen Foliobänden, oder von einer **Antideistischen Bibel** in einigen Quartbänden, die einem Uebersetzungsunternehmer in Pausch und Bogen war verdungen worden, durch die vierte Hand ein halbes Alphabet zum Uebersetzen zu erhalten. Er hatte das Vergnügen, seine Handschrift gedruckt zu sehen, und fand sich um einen Zoll grösser, als ein gemeiner Korrektor. Er konnte nicht umhin,

seinen Nebenkorrektor Sebaldus seine Grösse fühlen zu lassen. Er war nicht wenig erstaunt, daß dieser, anstatt das Geschäfft eines Uebersetzers, wie er, zu verehren, vielmehr davon mit der äußersten Verachtung sprach. Es entstand daher ein ziemlich lebhafter Wortwechsel zwischen ihnen, welcher endlich heftig ward, da sie, ich weiß nicht wie, auch auf die Apokalypse geriethen, wovon der Korrektor die richtigen bengelischcrusianischen Begriffe hatte. Er erstaunte nicht wenig darüber, daß Sebaldus, anstatt die Apokalypse von der Christlichen Kirche erklären zu wollen, sie für eine Wiederholung der Geschichte Frankreichs ausgab; aber er gerieth in Wut, da er vernahm, daß Sebaldus aus der Einrichtung des himmlischen Jerusalems die Endlichkeit der Höllenstrafen behaupten wollte. Er kreuzte und segnete sich über solche Ketzerey, und lief sogleich zu verschiedenen Buchdruckern, die ihm und dem Sebaldus die meisten Bogen zu korrigiren gaben. Er klagte ihnen, nicht etwan des Sebaldus unrichtige Erklärungen der Apokalypse, welches vielleicht nicht viel Eindruck gemacht haben würde, sondern, daß Sebaldus gegen jedermann die Uebersetzungsmanufakturen, als einen der Gelehrsamkeit nachtheiligen Mißbrauch verdammte, und daß er bey dieser Gelegenheit von den Buchdruckern und Verle-

gern, die mit Uebersetzungen ein nützliches Gewerbe treiben, nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gesprochen habe. **Sebaldus** fand, als er wieder bey seinen gebietenden Herren erschien, die Mienen kalt, die Stirnen gerunzelt; darauf folgten Klagen über die schlechten Zeiten, welche machten, daß itzt weniger gedruckt würde, und daß man ihm daher weniger Korrekturen geben könnte. Er bekam in kurzem in der That gar keine mehr; und weil sein rachsüchtiger Kollege ihn, als einen Menschen, der die Endlichkeit der Höllenstrafen glaubte, an solchen Orten abgemalt hatte, wo dieser Vorwurf mehr Eindruck machte, als bey Buchdruckern, so merkte er gar bald, daß sich jedermann vor ihm scheuete. In wenigen Wochen ward er genöthigt, die Dachstube, wo er vor Kurzem so vergnügt gewesen war, mit einem Keller in der Vorstadt zu vertauschen, worinn ihn ein armer Mann aufnahm, den er, zur Zeit seines Wohlstandes, als Markthelfer bey einem Buchhändler angebracht hatte. Dieser Mann, und sein gewesener Nachbar, der Magister, waren nun seine einzigen Freunde, deren Gutthaten gerade hinreichend waren, ihm das Leben zu erhalten.

Eines Tages, den er ungegessen zugebracht hatte, war er gegen Abend zu seinem Freunde, dem Magister, gegangen, der sehr gern sein dürftiges Einkommen

men mit ihm theilte, und durch freundschaftliche und lehrreiche Gespräche seinem Geiste die Thätigkeit wieder gab, die das Elend zu vernichten pflegt. Er kam, zwar als es schon dunkel ward, doch bey Zeiten, nach seinem Keller zurück, weil der Thorgroschen ein Kapital war, das er zu sparen nöthig hatte. Er war schon in den finstern Gang hineingetreten, der zu seiner Schlafstäte führte, als er in einiger Entfernung sich etwas regen sah, und, bey näherer Untersuchung, einen Menschen in einem Winkel sitzend fand. **Sebaldus** hielt ihn für einen Dieb, und ob er sich gleich etwas entsetzte, so sagte er doch ganz kalt: „Freund, „wenn du etwas zu stehlen suchst, so bist du hier an „den unrechten Ort gekommen.“

„Ach! mein lieber Herr,„ antwortete eine unbekannte Stimme, „ich bin kein Räuber, verrathen Sie „einen Unglücklichen nicht.“

„Nein, Freund, sagte **Sebaldus**, ein Mensch der „selbst elend ist, ist nicht grausam.„

Hiemit gieng er in die schon geöffnete Kellerstube, schlug Licht an, (denn sein Wirth, der Markthelfer, war noch nicht zu Hause,) und erblickte einen jungen Menschen, wohlgestaltet, aber todtenblaß. **Sebaldus** bot ihm die Hand, führte ihn hinein, hieß ihn gutes Muthes seyn, und fragte, wie er hieher käme.

„Ich

„Ich habe, sagte der Jüngling, studirt, aber ich ha„be mich, bey einer unglücklichen Dorfschwärmerey, „welche die Jugend Lustbarkeit heißt, in einer Stun„de, wo ich meiner Sinne nicht mächtig war, zum „Soldaten anwerben lassen. Die Reue folgte auf „diesen Schritt nur allzubald. Ich wußte, daß mein „Vater Vermögen hat, meine Loskaufung zu bezah„len. Er ist Generalsuperintendent in **—“

„Wie? in **? und er heißt?—“

„**Stauzius.**“

„Ich kenne Ihren Vater, sagte **Sebaldus** sehr „gelassen, und Sie sollen hier einen sichern Aufent„halt haben, bis Sie Ihrem Vater Ihren Zustand „melden können.“

„Ich habe bereits an meinen Vater geschrieben, „und habe ihn um Beystand ersucht. Er antwortete „mir, daß er mit der Landkutsche, die morgen „Vormittag hier ankömmt, eintreffen werde. Ich „sollte aber schon, durch einen unwiederruflichen „Befehl, morgen früh mit einem Rekrutentrans„porte abgehen. Ich befürchtete, daß alsdann mei„nes Vaters Hülfe zu spät seyn möchte, ich war außer „mir, und da die Schildwache auf einen Augenblick „nicht aufmerksam war, entsprang ich im Dunkeln,

„und

„und dachte in diesem Winkel unentdeckt zu bleiben. „Was ich morgen thun sollte, wußte ich nicht, und „fast weiß ich es noch nicht, denn mein Vater ist ein „strenger und harter Mann, und ich fürchte mich bey= „nahe so sehr, ihm unter die Augen zu treten, als „meinen Werbern.“ —

„Fürchten Sie sich nicht, er wird väterliche Gesin= „nungen haben; ich bin auch Vater, und weiß nur „allzu gut, daß auch den, den fremdes Unglück nicht „rührt, das Unglück eines Sohnes rühren wird. „Ich will Ihren Vater aufsuchen, wenn es möglich „seyn wird ihn zu finden.“

„Er ist leicht zu finden, er wird im **blauen Hechte** „abtreten, wo Sie nur nach dem Passagier fragen „dürfen, der mit der Jenaischen Landkutsche angekom= „men ist.“

Indem sie so redeten, kam der Hauswirth, der ehrliche Markthelfer, nach Hause. Ob er sich gleich vor den Soldaten sehr fürchtete, so ließ er sich doch, durch natürliches Mitleid und durch des **Sebaldus** Zureden, bewegen, den Fremden aufzunehmen, und stand ihm einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Strohlager zu.

Des andern Morgens gieng **Sebaldus** beyzeiten nach dem **blauen Hechte**, und ward sogleich in das

Zim=

Zimmer des Fremden, den er suchte, geführet. Die Kleidung des **Sebaldus**, und die Hagerkeit seines Gesichts zeigte, daß er ein Sohn des Elendes war, und **Stauzius**, den das Bewußtseyn seiner eigenen Wichtigkeit niemals verließ, konnte, als er ihn erblickte, sich nichts anders vorstellen, als daß er, vom Elende daniedergedrückt, eine reinere Orthodoxie angeloben, und sich zu anderweitiger Beförderung empfehlen wollte. Weil er aber noch nicht geneigt war, einem alten Gegner seiner Meinungen es so geschwinde zu vergeben, daß dessen Grundsätze vernünftiger gewesen, als die seinigen, so fuhr er ihn beym ersten Anblick an:

„Ist es nicht entsetzlich, daß einen die Bettler über„laufen, wenn man kaum aus dem Wagen gestiegen „ist! Was will Er, Freund? Denke Er nur nicht, „daß ich Ihm glauben werde, wenn Er mir etwas vom „Verlassen seiner Irrthümer vorschwatzen will; das „sind lauter leere Worte. Er ist viel zu lange bey seinen „grundstürzenden Irrthümern verharret, als daß „man von Ihm eine aufrichtige Besserung hoffen „könnte. Wir wollen bey uns keine Wölfe in Schafs„kleidern haben; ich möchte einem Menschen, der ein„mal so verdammliche Grundsätze gehabt hat, nicht

„ein=

„einmal einen Küsterdienst anvertrauen. Was will Er „also von mir? ich kann Ihm nicht helfen.„ —

Sebaldus antwortete sehr gelassen: „Ich komme „nicht meinetwegen; ich kenne Sie und mich zu genau, „als daß ich von Ihnen Hülfe erwarten sollte.„ —

„Und doch,„ — sagte Stauzius, der den Sebaldus von oben bis unten ansah, und in diesem Augenblicke auf seine Leibesgestalt ein Projekt bauete, „und „doch könnte ich Ihm vielleicht einige Hülfe angedeihen lassen. Er ist in elenden Umständen, das sehe „ich: im geistlichen Stande ist nichts für Ihn zu thun, „was will Er also anfangen? Höre Er an, Er ist bey„nahe sechs Fuß hoch, werde Er Soldat; zwar ist „Er nicht mehr jung, aber die Grösse wird machen, „daß mans mit dem Alter nicht so genau nehmen „wird. Kann Er ja die Strapazen nicht ausstehen, „so wird Er ins Lazaret gebracht, und da ist Er „versorgt. Lasse Er sich also anwerben, es werden „sich Leute finden, die Ihm ein gutes Handgeld „geben werden.„

Sebaldus sagte lächelnd: „Es war eine Zeit, wo „es mir sehr übel genommen ward, daß ich Leuten „gerathen hatte, in den Krieg zu gehen.

„Ja, das war etwas anders; an heiliger Stäte „schickte sich dieß nicht. Aber itzt,„ ‥ ‥

„Soll

„Soll ich an Ihres Sohnes Stelle vielleicht „Soldat werden?„ = = =

„An meines Sohnes Stelle? was weiß Er von „meinem Sohne?„

„Ich weiß, daß Ihr Sohn sich hat anwerben lassen, „daß er gestern Abends aus der Wache entsprungen „ist, daß ich ihn bey mir aufgenommen habe, und „daß ich bloß zu Ihnen gekommen bin, um Ihnen „zu melden, daß er bey mir in sicherer Verwahrung „bleiben soll, bis Sie sein Schicksal werden können „zu verbessern suchen. Ich verlange von Ihnen da= „für keinen Dank, daß ich gegen einen Menschen „Mitleiden empfunden habe, und es ihm bloß deßhalb „nicht habe versagen wollen, weil ich erfuhr, daß er „**Ihr** Sohn war. — Wollen Sie noch, daß ich „mich für ihn anwerben lassen soll? Wenn dieß das „einzige Mittel wäre, Sie und Ihren Sohn glück= „lich zu machen, so wäre es in dem Elende, in dem „ich schmachte, doch nur ein geringes Opfer. —„

Stauzius war ganz erstaunt, und versetzte stammelnd, „daß **Sebaldus** — wirklich sehr gütig „wäre;„ und nun folgte eine Unterredung, deren Schluß war, daß der junge **Stauzius** so lange beym **Sebaldus** bleiben sollte, bis der Vater seine Loslassung bewirkt hätte.

Nun

Nun gieng Sebaldus nach Hause, den Jüngling zu trösten. Aber er hatte kaum Zeit, das vorgegangne zu erzählen, als ein Kommando Soldaten in die Stube stürzte, und beide auf die Hauptwache schleppte, wo sie den ehrlichen Markthelfer schon fanden.

Stauzius erfuhr diesen Vorfall sehr bald, und dachte auch ihn zu seinem Vortheile anzuwenden. Es war ihm ein rechter Ernst gewesen, den Sebaldus an seines Sohnes Stelle zu setzen, und er glaubte nun desselben Loslassung um einen desto wohlfeilern Preis zu bewirken, da er zwey Personen an seine Stelle geben konnte. Er fand aber sehr bald, daß der Hauptmann gar nicht geneigt war, zwey Rekruten, die er schon in seiner Gewalt hatte, an die Stelle Eines, den er losgeben sollte, sich vorschlagen zu lassen, und daß die Loslassung des jungen Stauzius izt weit mehr Schwierigkeiten habe, als vorher.

In diesem Zustande blieben die Sachen einige Tage, in denen Sebaldus alles, was Elend und Kummer schreckliches haben kann, ausstehen mußte. Ohne Nahrung, ohne Lager, war er den ganzen Tag dem Lärmen und dem Spotte roher Soldaten ausgesetzt, und innerlich nagte ihn der Kummer, daß er seinen Wohlthäter, den Markthelfer, mit sich unglücklich gemacht hatte. Es war nicht abzusehen, in welches

tiefe Elend dieser Vorfall beide stürzen konnte, und er kannte keinen Freund, der ihm helfen wollte, oder der es konnte, wenn er gleich gewollt hätte. Mit diesen traurigen Gedanken beschäfftigte er sich eines Tages, als der Unterofficier, der ehemals durch seine Predigt zehn Rekruten erhalten hatte, in die Wache trat, um sich nach einem Arrestanten zu erkundigen. Er erblickte unter andern den **Sebaldus**, lief auf ihn zu, drückte ihm treuherzig die Hand, und fragte, wie er hieher käme. **Sebaldus** erzählte es kürzlich. Der Unterofficier schwur mit einem kräftigen Fluche, daß ein so rechtschaffener Mann nicht länger im Gefängnisse bleiben sollte; gieng stehendes Fußes zu seinem Major, der das Bataillon kommandirte, und in weniger als einer Stunde kam er zurück, befreyete sowohl den **Sebaldus**, als den Markthelfer, und führte den erstern sogleich mit sich zu seinem Major.

Der Major war ein Mann in seinem sieben und funfzigsten Jahre, der von seinem funfzehnten Jahre an Soldat gewesen war, und von unten auf gedienet hatte. Er war brav, wie sein Degen, aber seine moralischen Grundsätze würden, wenn man sie nach **Millers Einleitung in die Mosheimische Sittenlehre** hätte prüfen wollen, freylich sehr unzusammenhängend und widersprechend befunden worden seyn.

Er glaubte die Unsterblichkeit der Seele nicht; und bekümmerte sich doch sehr wenig um die Fortdauer seines Lebens, sondern setzte es sehr oft, ohne die äusserste Nothwendigkeit, in Gefahr. Er war eben nicht sehr religiös, und war auch eben nicht ein Lobredner des geistlichen Standes; dennoch aber ehrte und beschützte er ihn vor allen andern. Er gieng selten in die Kirche; aber seine Soldaten hielt er sehr strenge dazu an. Er schwur und fluchte sehr oft; aber kein Subaltern durfte fluchen, wenn er es hörte. Er war aus Temperament keusch; aber auf einen jungen Soldaten, von dem er wußte, daß er sich niemals in ein Mägdchen verliebt hatte, ließ er beständig Acht geben, weil er sich nicht viel Gutes zu ihm versah. Sein Versprechen, wenn er es einmal gegeben hatte, war unwiederruflich; gleichwohl widersprach er seiner eignen Meinung schnell, so bald er merkte, daß er möchte geirret haben. Er beleidigte kein Kind; aber beleidigt, war er äußerst rachgierig, aus dem Grundsatze, ein **braver Mann müsse nichts auf sich sitzen lassen.**

Als Sebaldus vor ihm erschien, nahm er ihn bey der Hand, und dankte ihm für die zehn schönen Rekruten, die er durch seine geistreiche Predigt dem Bataillon verschafft hätte. Als ihm aber Se-

baldus erzählte, welche traurige Folgen diese Predigt für ihn und seine Familie gehabt habe, gerieth er in ein tiefes Nachsinnen, worinn er den Sebaldus von Zeit zu Zeit anblickte; und als dieser fortfuhr zu erzählen, daß der Superintendent Stauzius die eigentliche Ursache seines Unglücks, und daß eben dieser Stauzius der Vater des arretirten Rekruten sey, sprang er auf, und rief mit einem kräftigen Schwure aus: „Wohl mir, daß ich den alten Schurken in meiner Gewalt habe! So lange ich in Feindes „Lande bin, habe ich noch keinen Menschen gepeinigt: aber Herr! den Bösewicht will ich peinigen. „Der Sohn soll ewig Soldat bleiben, und den alten Bärenhäuter will ich krumm schließen lassen, „bis er alles Unrecht ersetzt, das er einem so braven „Mann, wie Er, Herr Magister, gethan hat.„ Hier rief er den Unterofficier herein: „Höre, sagte er, den „Augenblick arretire den fremden Superintendenten „im blauen Hechte; der Kerl ist ein Spion, er ist ; ; ;„ Hier schloß ihm der Zorn den Mund. Der Unterofficier, der einen Theil des Unrechts wußte, dessen Stauzius schuldig war, strich sich den Bart, und sagte lächelnd, daß er eben unten im Hause wäre, und daß er ihn seit dem nicht aus den Augen gelassen hätte. „Gut! so laß den Schurken gleich heraufkommen,„ rief der Major.

Sebaldus bat, gehört zu werden, und ließ nicht ab, zu bitten, daß er den Superintendenten wenigstens nur itzt, in dieser Gemüthsverfassung, nicht sehen möchte. Der Major ließ sich bewegen, und rief zur Thür hinaus, der Gefangene sollte warten.

Sebaldus fieng nun an, dem Major weitläuftig vorzustellen, „daß ihm mit dem Unglücke der beiden Stauze gar nicht gedient sey; daß seine Absicht gewesen sey, die Rettung des Sohnes zu bewirken; daß er dem Vater von Herzen vergebe; daß Religion und Moral ihm verböten, Rache zu hegen.„ —

„Zum Tausend Element, Herr! rief der Major: „lasse Er sich von der Religion verbieten, was Er will, „mir soll sie nimmer verbieten, daß ich einen Schurken „bestrafe, und einem ehrlichen Manne Recht verschaffe, „wenn ich zu beiden die Gewalt in Händen habe.„ —

„Sie wollen gerecht gegen meinen Feind seyn, „Herr Major, seyn sie es auch gegen mich. Was „sollen tugendhafte Leute von mir denken, wenn ich eine „so grausame Rache an meinem Feinde nehme? —„

„Was sie denken werden? Herr! daß Er Recht „hat. Der alte Bösewicht hat Ihn nicht allein von „Haus und Hof gebracht, er ist auch am Tode Seiner „Frau Schuld, er hat Seine Kinder unglücklich gemacht. Herr! ich habe nie Frau oder Kinder gehabt,

„aber straf mich Gott! hätt' ich sie, so würde ich sie „lieben, wie meine Seele, und wer mich darum brächte, den haßte ich bis in den Tod, und wollte ihm den „Degen durch die Rippen jagen, sobald ich ihn vor „mir hätte —„

„Aber wollten ihm doch nicht durch einen andern „hinterrücks einen Dolch in die Seite stoßen lassen? —

„Hinterrücks? — Warum nicht gar! Das Weiße „im Auge sehe ich selbst meinem Feinde, und laß ihn „dann sich vertheidigen, wenn er kann.„

„Mein Feind, Herr Major, kann sich nicht vertheidigen. Ist es Ihnen anständig, einem vertheidigungslosen Manne den Dolch ins Herz zu stoßen? „Würde es mir anständig seyn? Mein Stand verbietet mir, Unrecht mit dem Schwerte zu rächen; „meine Religion gebietet mir, es zu vergeben, und „Böses mit Gutem zu vergelten. Ich wäre nicht werth, „Frieden und Versöhnung gepredigt zu haben, wenn „ich durch Sie an meinem Feinde, der ohne Vertheidigung in Ihrer Gewalt ist, mich rächen, wenn „ich diese schreckliche Rache bis auf einen unschuldigen Jüngling erstrecken wollte, der mich nie beleidigt „hat, noch mehr, der mein Gastfreund ist, der in „meiner elenden Schlafstelle Schutz und Zuflucht gesucht hat. — Nein, Herr Major, erniedrigen Sie

„mich nicht so sehr. Lassen Sie den jungen Menschen „frey. Lassen Sie mich an dem Vater eine viel edlere „Rache nehmen, die Rache, zu empfinden, daß der, den „er beleidigt hat, sein wahrer Freund ist. Seine Be„strafung überlassen Sie seinem eigenen Gewissen, das „in niemand schläft, der eine böse That gethan hat.„

„Blitz und Hagel! daß ein Pfaff nobler denken soll, „als ein Soldat! — Herr, Er hat Recht! —„ Hier wischte er ein Paar Thränen ab, die ihm über seine grauen Augenwimpern tröpfelten) „Der junge „Kerl soll los. Aber kein Kapitän würde ihn umsonst „losgeben: das will ich auch nicht. Ich will ihn dem „Hauptmanne bezahlen; aber Ihm, Herr Magister, „soll der Vater das Lösegeld geben. Ich schenke Ihm „den Rekruten zwar, aber ich will das Lösegeld be„stimmen.„

Sebaldus mochte einwenden, was er wollte, der Major schritt nach der Thüre zu, und rief den Superintendenten hinein.

Stauzius, der mit Schrecken die Wendung gesehen hatte, die diese Sache nahm, war vor Angst halb außer sich, und trat in der Stellung eines armen Sünders hinein. Der Major sah ihn von oben bis unten an, und sagte: „Sein Sohn, Herr! ist ein „Deserteur, und muß hangen, oder 36 mal Spieß„ruthen laufen. Einem so schlechten Kerl, wie Er ist,

„Herr Superintendent, oder was Er sonst seyn mag, „zu Gefallen, würde ich ihn zwar nimmermehr losgeben: aber hier steht ein ehrlicher Mann, auf dessen „Fürbitte soll ihm nicht allein die Strafe erlassen „seyn, sondern Er soll Seinen Sohn auch loshaben, „wenn Er tausend Thaler für ihn zahlt. —

Stauzius, halb erfreut, halb bestürzt, stellte stammelnd vor, „daß eine so starke Summe nicht möglich „wäre : : :

„Herr! raisonnire Er nicht. Der Kerl hat 11 Zoll: „Er soll 1000 Thaler geben, und zwar keine Bernburger, oder Sein Sohn soll Gassen laufen, und „Ihn will ich hinstecken lassen, wo Ihn Sonne und „Mond nicht bescheint, weil Er ein Schurke ist, und „dieser Herr Magister hier ein ehrlicher Mann ist, „den Er ums Amt gebracht hat. Und raisonnire Er „kein Wort weiter. „

Stauzius wußte sich vor Schrecken nicht zu fassen. Seine Frau hatte ihm eingebunden, ihr nicht eher vor die Augen zu kommen, bis er ihren einzigen Sohn mitbrächte, und der Präsident, der für den jungen Menschen beständig eine beynahe väterliche Zärtlichkeit hegte, hatte ihm zu dessen Befreyung eine ansehnliche Summe in Golde mitgegeben, wodurch seinem eigenen Geize die Ranzion sehr erleichtert ward.

Er

Er bequemte sich also, und zahlte in 77 Stück alten Louisdoren, das Stück zu 13 Rthlr. gerechnet, das ganze Lösegeld auf den Tisch.

Der Major nahm es an, und überreichte es dem **Sebaldus**, der während der ganzen Unterhandlung, ob er gleich einigemal zu reden versucht hatte, von dem Major nie war zum Worte gelassen worden. „Dieß soll, sagte er, eine kleine Ersetzung des Scha„dens seyn, den der Kerl Ihm zugefügt hat.“

„Herr Major, sagte **Sebaldus**, Sie haben mir „den jungen Menschen geschenkt. Schenken Sie mir „ihn ganz, nehmlich mit der Freyheit ihn wieder zu „verschenken. Er hat Schutz in meiner Wohnstäte „gesucht: diesen Schutz kann ich ihm nicht verkaufen, „ohne geradezu wider meine Denkungsart zu han„deln. Was mir dieser Herr kann zuwider gethan „haben, habe ich ihm längst vergeben. Er hat gesucht, „für die Reinigkeit der Lehre zu wachen, ich muß noch „weit mehr bemüht seyn, für die Reinigkeit meiner „Handlungen zu sorgen. Hier, Herr Generalsuper„intendent, nehmen Sie das Geld zurück.„

Stauzius stand da, wie ein Knabe, dem ein Gast einen Leckerbissen in den Mund stecken will: der Mund läuft voll Wasser, aber er trauet sich nicht, ihn aufzuthun, aus Furcht vor dem Präceptor, der es ver-

boten hat. Er sah den Major mit furchtsamen Augen an, der ihn mit einem grimmigen Blicke abschreckte.

Sebaldus hörte indessen nicht auf, bey dem Major ernstlich anzuhalten, der endlich dem Sebaldus auf die Achsel schlug, und sagte: „Nun! thue Er was „Er will. Ich möchte gern böse seyn, wenn ich nur „könnte.„

Sebaldus gab dem Stauzius das Geld, der es begierig in die Tasche schob, und den Sebaldus mit einem Eifer umarmte, der genugsam zeigte, daß ihm sein Geld nicht weniger lieb war, als sein Sohn. Er nannte ihn seinen Erretter; er bat ihn sehr demüthig um Verzeihung; er versicherte, daß er auf ewig dankbar seyn werde; daß er erkenne, wie großmüthig er gehandelt, da er ihm, ohne Rache, die er gänzlich in seiner Gewalt gehabt hätte, vergeben, und nicht einmal die Ranzion seines Sohnes annehmen wollen. : : :

„Genug hievon! fiel ihm Sebaldus in die Rede: „Gott vergiebt ohne Sühnopfer und Lösegeld, : : : „und wer Gott fürchtet, wird ihm nachzuahmen suchen. Wenn Sie erkennen, daß Sie mir Unrecht „gethan haben, so bin ich gänzlich befriedigt.„

Stauzius versicherte aufs heiligste, er erkenne dieß; aber es sey nicht genug, er wolle seinen Schaden aufs thätigste zu ersetzen suchen; er verspreche ihm,

wenn er wieder nach Hause zurückkommen wolle, daß er die erste gute Versorgung, die in seiner Macht stünde, haben solle.

Sebaldus dankte für seinen guten Willen, aber verbat ihn.

Der Major sagte, es sey unnöthig; denn er wolle dem Sebaldus die erste vakante Feldpredigerstelle, und, wo möglich, bey seinem eignen Bataillon verschaffen; bis dahin nehme er die Sorge für dessen Unterhalt auf sich.

Unter diesen Gesprächen trat der junge Stauz in das Zimmer, welchen der Major für frey erklärte, und ihn seinem Vater übergab, der nicht eher nachließ, als bis ihm Sebaldus in den blauen Hecht, zum Mittagsmahle, nachfolgte.

Vierter Abschnitt.

Hier genoß Sebaldus das süße Vergnügen, von seinem Feinde verdienten Dank einzuärnten. Vater und Sohn überhäuften ihn mit Liebkosungen. Der Vater wiederholte mit Eifer den Vorschlag zu einer guten Versorgung, und betheuerte, daß er alles Ansehen, das er in dem Fürstenthum hätte, dazu anwenden wollte. Der Sohn unterstützte diesen Vorschlag,

schlag, so daß **Sebaldus** endlich anfieng zu wanken, und sich eine ruhige Beförderung in seinem Vaterlande als eine wünschenswürdige Sache vorzustellen.

Er befragte den Major über diesen Vorschlag, und wunderte sich nicht wenig, daß dieser gar nicht dazu stimmen wollte. Da er die Ehrlichkeit aller Menschen nach seiner eigenen beurtheilte, so konnte er sich gar nicht darein finden, daß der Major so viel Argwohn gegen die Aufrichtigkeit des **Stauzius** merken ließ. Er hielt dieß für ein allzuweit getriebenes Mißtrauen, und befestigte sich immer mehr in seinem Vorhaben, durch eine Landpredigerstelle in seiner Vaterstadt Ruhe zu suchen.

Als der Major sahe, daß sein Entschluß, der Einladung des **Stauzius** zu folgen, fest gefasset war, so wollte er ihm nicht ferner hinderlich seyn. Er ließ den alten **Stauzius** zu sich kommen, und band ihm aufs allerernstlichste ein, sein Versprechen zu halten. Er benachrichtigte ihn, daß er dem **Sebaldus** an den Obersten, der die Truppen kommandirte, die die fürstl. Residenz besetzt hielten, einen Brief mitgegeben hätte; worinn er diesen Officier, der sein vertrauter Freund sey, bäte, den **Sebaldus** zu beschützen, und jeden, der sich unterstehen würde, ihn zu verfolgen, auf das empfindlichste zu bestrafen. **Stauzius** ver-

sprach mehr, als er vorher versprochen hatte, und versicherte, noch mehr zu leisten.

Als Sebaldus von dem Major Abschied nahm, gab er ihm, außer dem obengedachten Schreiben an den Obersten, noch ein Empfehlungsschreiben an einen seiner vertrauten Freunde in Berlin mit. Er versicherte ihn, daß, wenn er nach Berlin reisete, dieser Freund ihn, auf Vorzeigung dieses Briefes, aufs freundschaftlichste aufnehmen werde, und daß er bey demselben beständig Nachricht, wo er, der Major, sich aufhielte, würde erhalten können. Er gebot ihm, von diesem Briefe Gebrauch zu machen, wenn, wie er noch immer befürchtete, Stauzius sein Versprechen nicht halten sollte. Er betheuerte mit den heftigsten Schwüren, daß Sebaldus seines Beystandes niemals entbehren sollte, sobald er nur Nachricht erhielte, daß er desselben benöthigt sey.

Was den Major gegen den guten Generalsuperintendenten so gar sehr mißtrauisch gemacht habe, ist schwer zu sagen. Vermuthlich war es dessen Physiognomie. Ob aber insbesondere ein weit gegen das **Ende der Nase vor sich gehendes Nasläppchen***), oder eine **eingekerbte Oberlefze**, oder **grünliche Zähne**, oder ein **hörbarer Athem**, oder

*) Man s. Lavaters Physiognomik 2ten Theil. S. 117. u. folg.

oder nur überhaupt sein superintendentenmäßiges Ansehen*) daran Schuld gewesen, würde Herr Kaspar Lavater am sichersten berichten können, wenn er den Generalsuperintendenten Stauzius gesehen hätte.

Der Erfolg schien indessen, wenigstens anfänglich, das Mißtrauen des Majors gar nicht zu rechtfertigen. Stauzius nahm den Sebaldus mit sich in die fürstliche Residenzstadt zurück. Er hätte ihn in sein Haus aufgenommen, aber Sebaldus wollte nirgend, als bey seinem Freunde Hieronymus, abtreten. Inzwischen erwies ihm Stauzius alle möglichen Höflichkeiten, und er ward von demselben sowohl, als von dem Präsidenten nicht selten zu Gaste geladen; sonderlich nachdem der fremde Oberste, dem er sein Empfehlungsschreiben überreicht hatte, sich öffentlich für seinen Beschützer erklärt, und ihn dem Präsidenten ausdrücklich zu einer baldigen Wiederbeförderung empfohlen hatte. Er ward auch wirklich in den nächsten drey Monathen, zu den zweyen im Lande vakant gewordenen Pfarren vorgeschlagen. Nur war, unglücklicher Weise, auf die eine schon vorher einem andern die Anwartschaft gegeben worden, und die andere hielt der Präsident zu wenig einträglich, obgleich Sebaldus

*) S. Ebendas. S. 36.

das meinte, sie sey einträglicher, als seine verlassene Pfarre. Der Generalsuperintendent widerlegte ihm dieß, und gab ihm zu verstehen, daß man einem Manne, wie Er, eine Specialsuperintendentur zu geben gedächte. Nun waren zwar alle Specialsuperintendenten des Fürstenthums in der Blüthe ihrer Jahre, befanden sich wohl an Fleisch und Knochen, aßen und tranken gut, und studirten sehr wenig, so daß man freylich keine Vakanz in Kurzem gewiß voraussprophezeyen konnte. Da aber doch ein Schlagfluß den Gesündesten befallen kann, und ein hitziges Fieber auch keinen Specialsuperintendenten verschont: so war es nicht offenbar unmöglich, daß Sebaldus, der freylich nahe an sechzig Jahre alt war, und vom Mangel und Kummer etwas gebeugt schien, bey dem aber übrigens alle actus naturales sehr gut von statten giengen, eine solche Stelle nicht noch vor seinem Ende hätte erhalten können.

Sebaldus ließ sich indessen, bis zur Erfüllung dieser Hoffnung, die Zeit gar nicht lang werden. Er war bey seinem Freunde **Hieronymus** aufs freundschaftlichste aufgenommen. Weil er in desselben Laden immer bekannter ward, so fieng er an, sich der Geschäffte desselben, wenn er verreiste, anzunehmen. Wenn hingegen sein Freund zugegen war, hatte er

völlige

völlige Muße, an seinem Kommentar über die Apokalypse zu arbeiten, welches ihm so angenehm war, daß er die Hoffnung zu einer Pfarre vielleicht ganz vergessen haben würde, wenn sie Stauzius nicht, so oft er ihn zu Gaste bat, erneuert hätte.

Inzwischen war in den ersten Monathen des folgenden Jahres der allgemeine Friede geschlossen worden. Der fremde Oberste rückte demselben zu Folge mit seinen Truppen aus. Diese Veränderung brachte eine große Veränderung in den Herzen und auf den Gesichtern vieler Leute in dem kleinen Fürstenthume hervor. Insbesondere schienen der Präsident und der Generalsuperintendent den ehrlichen Sebaldus nicht mehr so genau zu kennen, als vorher. Sie ließen ihn nicht mehr zu sich bitten. Wenn er sich bey dem erstern anmeldete, so sagte der Bediente schon an der Thür, daß Se. Excellenz Mittagsruhe hielten, oder, daß Sie eben Geschäffte hätten, oder, daß Sie heute niemand sprächen. Wenn er den letztern zu sprechen verlangte, so kamen, nachdem er eine halbe Stunde in dem Visitenzimmer gewartet hatte, Se. hochwürdige Magnificenz zwar, im Schlafrocke, mit oder ohne Peruke, zum Vorschein, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn Ihrer Gewogenheit zu versichern; aber, obgleich verschiedene Vakanzen vorfielen,

so

so dachte doch niemand mehr daran, den **Sebaldus** vorzuschlagen.

Endlich ward nach ein Paar Monathen eine Predigerstelle in einem benachbarten kleinen Städtchen offen, die **Sebaldus** unter andern deßhalb gern gehabt hätte, weil **Hieronymus** den dasigen Viehmarkt zu besuchen pflegte, und er sich ein großes Vergnügen dabey vorstellte, seinen einzigen Freund jährlich zweymal zu sehen, und in seinem Hause aufzunehmen. Er wagte es also, dem Generalsuperintendenten abermals aufzuwarten, und zum erstenmale sich selbst um diese Stelle zu melden.

Stauzius warf die Sache nicht ganz weg; aber nach einigem Ha und Hem, fieng er an, dem **Sebaldus** vorzustellen: „Er werde selbst einsehen, wie „nöthig es wäre, wenn von seiner wirklichen Beför„derung die Rede seyn sollte, daß er das gegebene Aer„gerniß höbe, vor dem Konsistorium seine irrigen Mei„nungen, besonders von der Ewigkeit der Höllenstra„fen, wiederriefe, auch wegen der höchst wichtigen Lehre „von der Genugthuung, dem Sinne der reinen sym„bolischen Bücher gemäß, sich erkläre; indem er sich „mit Betrübniß erinnere, in Leipzig darüber von „ihm eine höchst bedenkliche Aeußerung gehört zu „haben."

Sebaldus stand ganz erstaunt da, und sagte kurz: „daß er sich über diese Zumuthung wundere, daß er „aber, um keines zeitlichen Vortheils willen, die „Wahrheit, die er erkenne, verläugnen würde."

Stauzius verwies ihm, in nicht ganz völlig sanftem Tone, seine Hartnäckigkeit, gebot ihm von seiner ketzerischen Lehre abzustehen, und erinnerte ihn zuletzt, indem er, durch einen Griff an seine violette Mütze, das Zeichen zum Abschiede gab, mit einem trocknen Amtsgesichte: „daß itzt die Zeit nicht mehr „wäre, da man, durch feindliche Gewalt, in den Weinberg des Herrn einzudringen suchen könne; es sey „itzt, Gottlob! Friede."

Als **Sebaldus** seinem Freunde **Hieronymus** diesen Vorgang erzählte, fand dieser bestätigt, was er schon längst befürchtet hatte, nehmlich daß für den **Sebaldus** in dem Fürstenthume weiter keine Beförderung zu hoffen sey. Nach einigen Tagen erfuhr man, der Präsident habe einen Fiskal veranlasset, den **Sebaldus** fiskalisch anzuklagen, daß er im Kriege für fremde Truppen Rekruten geworben, zehn wirklich aus dem Lande geschafft, und den Sohn des Generalsuperintendenten für Geld habe loslassen wollen. **Sebaldus** lachte über eine so ungereimte Anklage, und brannte vor Begierde sich vor Gerichte zu stellen,

um durch bloße Erzählung der Wahrheit seine Feinde zu beschämen.

Hieronymus aber, der etwas mehr Erfahrung von Welthändeln hatte, versicherte ihm: „daß der„jenige, der wissentlich eine falsche Anklage thue, „nicht durch die Wahrheit beschämet werde; daß man „einen mächtigen Mann alsdann am meisten fürch„ten müsse, wann er offenbar ungerecht anklage, und „daß bey einem fiskalischen Prozesse nie etwas zu ge„winnen, sehr oft aber viel zu verlieren sey."

Nachdem beide den wahren Zustand der Sachen reiflicher überlegt hatten, so kamen sie überein, daß den mächtigen Feinden des Sebaldus seine Gegenwart im Lande zuwider wäre, und daß es für ihn sicherer seyn möchte, itzt abzuziehen, als sich mit Gewalt wegtreiben zu lassen.

Das Empfehlungsschreiben des Majors nach Berlin ward also hervorgesucht. Hieronymus schrieb auch eins an einen seiner dortigen Handlungsgenossen, das, wenn sich nichts bessers fände, den Sebaldus wenigstens wieder zu der Würde eines Korrektors erheben sollte. Zugleich stellte er demselben eine Summe Geldes zu, welche er aus den bey ihm zurückgelassenen Mobilien gelöset zu haben versicherte, die aber des Sebaldus Erwartung so sehr übertraf, daß

er vermuthete, und es sich merken ließ, sein Freund habe auch hier als Freund gehandelt.

Die Post nach Berlin war bestellt. **Sebaldus**, weil er noch nicht wußte, wie lange sein Aufenthalt in Berlin dauern könnte, nahm nur in einem kleinen Kuffer das Allernothwendigste mit sich. Das Uebrige, worunter auch sein Kommentar über die Apokalypse war, der schon zu ein Paar hundert Heften angewachsen seyn mochte, ließ er bey seinem Freunde **Hieronymus** stehen.

Nun setzte er sich, nach zärtlichem Abschiede von seinem Freunde, auf den Postwagen, und trat seine Reise an.

In der zweyten Nacht ward der Postwagen, unweit der Brandenburgischen Gränze, in einem Walde unvermuthet von Räubern überfallen; sie schlugen den Postillion auf der Stelle todt, und **Sebaldus**, der der einzige Passagier war, empfieng einen Schlag auf den Kopf, davon er betäubt zur Erde fiel. Als er wieder zu sich kam, war die Sonne aufgegangen, der Postillion lag todt ausgestreckt, der Postwagen war beraubt, und sein eigner Kuffer war gänzlich ausgeleert. Als er sich selbst besah, fand er, daß die Räuber ihm seine Kleider, deren schlechtes Ansehen sie vermuthlich nicht in Versuchung führen konnte,

gelas-

gelassen hatten. Er fand auch noch etwas kleines Geld in einer Tasche. Seine beiden Rekommendationsbriefe aber waren weg, welches ihn Anfangs bestürzt machte; doch, indem er sich erinnerte, daß er so klug gewesen, seinen Kommentar über die Apokalypse zurückzulassen, welcher sonst auch der größten Gefahr verloren zu gehen, würde ausgesetzt gewesen seyn: so war er in etwas getröstet. Er suchte aus dem Walde herauszukommen, und folgte der ersten Landstraße, die er fand, ohne zu wissen, wohin sie ihn führte.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

So bald Marigne, nebst ihrem französischen Namen, auf dem Wohnsitze des Herrn von Hohenauf angelangt war, war die gute Französische Aussprache die erste Sache, wornach gefragt ward. Die gnädige Frau, die sehr füglich darüber urtheilen konnte, weil sie selbst mit einem angenehm gemischten halb Thüringischen, halb Wetterauischen Accente Französisch sprach, erklärte, nach einer viertelstündigen Unterredung, daß Marianens Aussprache ohne Tadel sey, und fragte ihren neben ihr sitzenden Gemahl, „ob sich nicht gleich die Aussprache einer gebor„nen Französinn von der Aussprache einer Deutschen, „durch ein gewisses je ne sai quoi, unterscheide?“ welches dieser, den seine Gemahlinn, schon seit den ersten Tagen ihrer Vermählung, gewöhnt hatte, alles, was sie mit einem gewissen Tone fragte, zu bejahen, mit einem deutlichen: „Allerdings!“ bekräftigte.

Nun

Nun schritt die gnädige Frau zur Instruktion der künftigen Hofmeisterinn ihrer Kinder. Der Hauptpunkt war, daß sie beständig Französisch, und niemals Deutsch mit ihnen sprechen, und daß sie die Kinder anweisen sollte, sich als Personen von Stande zu betragen, und jederzeit **artige Manieren** zu haben. Hierauf ward gefragt, ob sie Gelegenheit gehabt habe, öfters Personen von Staude zu sehen, und ihr Betragen zu beobachten. **Mariane**, ob sie gleich hier eine Französinn vorstellte, hatte doch das zuversichtliche Bejahen noch nicht gelernt, welches schon oft, sowohl mancher Französischen Hofmeisterinn und Kammerjungfer, als manchem Französischen Kammerdiener und Projektmacher, aus der Noth geholfen hat; sie bekannte daher mit Erröthen, daß sie selten in dem Falle gewesen wäre.

„Desto schlimmer, sagte der Hr. von **Hohenauf**; „denn bey der Erziehung vornehmer Kinder ist das „Nothwendigste, ihnen **standesmäßige Manie**„**ren** beyzubringen. Zum Glück kann Sie Ihrem „Mangel abhelfen, Mamsell, wenn Sie fleißig auf „meine Gemahlinn Acht hat, denn die ist ein voll„kommnes Muster standesmäßiger Aufführung.“

Die Frau von **Hohenauf** neigte ihr mit starken Knochen versehenes Vorderhaupt nachläßig auf die

rechte Schulter, lächelte über ein Paar vorwärts geworfene Lippen, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, und sagte:

„Sie sind sehr gütig, Hr. von Hohenauf, aber „wahr ists, daß ich eine gewisse Decence in meinem „Betragen zu beobachten suche, die Personen von „Stande eigen ist. Hiernach, Mamsell, muß Sie meine „Fräulein auch bilden, daß sie sich niemals vergessen, „sondern beständig vor Augen haben, wer sie sind. „Dieß, Mamsell, muß Sie auch niemals aus den Augen lassen, sondern bedenken, daß Sie, in meinen „Fräulein, Personen von Stande vor sich hat. Sie „muß ihnen beständig mit Nachsicht begegnen, ihnen „niemals befehlen, noch weniger gegen sie strenge oder „unfreundlich seyn, wenn sie auch ein wenig Lebhaftigkeit zeigen; denn Jugend hat keine Tugend. Es ist „genug, wenn sie nur die Decence und ihre Geburt „nie vergessen. Nächstdem kann Sie ihnen oft gute „Französische Bücher geben, daß sich der Geist aufklärt. Wir lassen deßhalb monathlich den Mercure „de France kommen, darinn stehen die neuesten „Enigmes und Logogryphes, wie sie am Hofe zu „Versailles eben gänge und gäbe sind, auch schöne „Poesies fugitives: darüber müssen die Fräulein „urtheilen lernen, damit sie, wenn künftig ihr Amant „ihnen ein Madrigal à Silvie mit einem galanten

„Envoy

„Envoy zusenden wird, die Finesse davon einsehen, „und mit Esprit antworten können. Auch sind in dem „Mercure Nachrichten von den neuesten Opera comiques, und von den neuesten Almanacs, Modes „und Chansons: dadurch lernen sie, was itzt in Paris „du bon ton ist, zu loben. Hauptsächlich aber muß „Sie gute Romane mit ihnen lesen, als: Hippolyte, „Comte de Douglas, die Memoires d'une Dame „de qualité, qui ne s'est point retirée du Monde, „die Lettres d'une Regieuse portugaise, u. s. w. „damit die Fräulein bey Zeiten lernen, wie eine Affaire de Coeur geführet wird, und damit sie die grace, „plus belle, que la beauté lernen, durch die unser „Geschlecht über das männliche einen so sichern Sieg „zu erhalten weiß."

Hier minaudirte sie aus dem rechten Augenwinkel, in Ermangelung einer andern Mannsperson, auf ihren Gemahl, der dadurch beherzt gemacht, sein Wort auch dazu geben wollte, und sagte: „Imgleichen „Gellerts Fabeln könnten auch wohl mit den Kin„dern gelesen werden."

„Ja", versetzte die gnädige Frau, mit trübem Blicke und etwas gerümpfter Nase: „Gellerts Fabeln gehen „allenfalls an, aber andere Deutsche Bücher muß Sie „sie nicht lesen lassen; denn das Deutsche Zeug nützt „den Fräulein nichts, wenn sie nach Hofe kommen.

„Picard, mein Homme de Chambre, sagt immer, „es ist kein brin von bon ton darinn: und das ist auch „wirklich wahr. Es klingt alles so Deutsch. Wahrhaf„tig! ich bekomme Vapeurs, wenn ich nur die Gothi„schen Buchstaben von Ferne sehe.

Marianen war alles unerhört, was ihr gesagt ward. Sie dünkte sich in einer ganz neuen Welt zu seyn. Sie verstand von dieser Rede, die noch dazu von einer etwas stämmigen Deutschen Dame, in dem lispelnden Tone einer Petite-Maitresse, dahingelallt ward, nicht den dritten Theil; versprach aber doch mehrere Gelehrigkeit, als sie sich vor der Hand noch selbst zutraute. Eben so hörte sie, ohne ein Wort dawider einzuwenden, die Anordnung ihres häuslichen Lebens an, welche ihr bekannt gemacht ward. Man sagte ihr nehmlich, daß sie in Nebenstunden für die gnädige Frau und die beiden Fräulein Putz machen, und der Kammerjungfer helfen müsse Kleider garniren. Man gab ihr zu verstehen, daß man erwarte, sie werde, wenn große Gesellschaft da wäre, den Tisch anordnen helfen, und wenn die Jungemagd viel zu thun hätte, auch darnach sehen, daß die Schränke gebohnt, und der Staub von den porzellanenen Aufsätzen abgewischt werde. Zuletzt erfuhr sie, daß sie zwar, wenn die Herrschaft allein

wäre,

wäre, der Fräulein wegen, die Gnade haben sollte an die hochadeliche Tafel gezogen zu werden; wenn aber Gesellschaft da wäre, so würde sie sich selbst bescheiden, mit den übrigen Domestiken höhern Rangs zu essen.

Dieß waren sämtlich Personen, die nützliche Talente besaßen, feine Sitten hatten, und die Welt kannten. Sie bestanden in dem Französischen Friseur der gnädigen Frau; in dem Gerichtsaktuar, der zu gleicher Zeit das Amt eines Tafeldeckers wahrnahm; in der Kammerjungfer der gnädigen Frau, die in den Kohlgärten vor Leipzig in der Schule der artigen Lebensart gewesen war; in der Ausgeberinn, die bey einem Hauptmanne, dem sie drey Feldzüge durch als Köchinn gefolgt war, die Oekonomie gelernet hatte; in einem ausgedienten Fahnenschmiede, der im Hause ehrenhalber der Stallmeister des gnädigen Herrn titulirt ward; und in einem armen, vaterlosen und mutterlosen Verwandten, welcher von einem Regimente, unter das man ihn als Fahnjunker gebracht, bloß deßwegen war weggejagt worden, weil er in der Schlacht bey Roßbach zuerst sich umgekehrt hatte. Freylich war diesem löblichen Beyspiele hernach das ganze Regiment gefolgt, doch ohne seine Schuld, indem er in der That schon über funfzig Schritte fortgelaufen war, als es geschahe. Dieser

Dieser Herr Vetter ward auch, wie **Mariane**, wenn keine Gesellschaft vorhanden war, zur Tafel gezogen. Dagegen ließ er sich gefallen, allerhand kleine Dienste zu leisten, z. B. den Stul wegzurükken, wenn seine gnädige Tante aufstand; den Pfropfzieher zu holen, wenn sein gnädiger Oheim trinken, oder die Pfeife zu stopfen, wenn er nach Tische rauchen wollte; laut zu lachen, wenn er einen Schwank erzählte, und den Augenblick stille zu schweigen, so bald sie durch eine gerunzelte Stirne zu erkennen gab, daß sie keinen Gefallen daran hätte. Er mußte auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit haben, und wenn die Antwort mißfiel, sich nicht verdrießen lassen, daß ihm still zu schweigen geboten, oder er vom Tische aufzustehen befehliget ward, und mußte nicht sauer aussehen, wenn er wieder erschien. Kurz, er hatte den Posten manches Kammerjunkers an manchen fürstlichen Höfen, einen Posten, der, seines äußerlichen Glanzes wegen, von denen, die ihn nicht haben können, so oft gewünscht, und von denen, die ihn bekleiden, so oft vermaledeyet wird. Einen Posten, für den, ob ihn gleich so viele Deutschen besitzen, dennoch in der an Konversationsausdrücken armen Deutschen Sprache noch keine besondere Benennung zu finden ist, und für den die in der Konversations-

sprache

sprache so reichen und scharfsinnigen Franzosen und Engländer noch keine bessere Benennung haben finden können, als daß sie die Innhaber eines solchen Postens **Schlangenverschlucker und Krötenesser** *) nennen.

Zweyter Abschnitt.

Es ist leicht zu erachten, daß, da der Herr Vetter, der doch von guter Familie war, sich gegen das hochadeliche Paar so gefällig bezeigte, man von **Marianen** eben so viel, wo nicht mehr, Gefälligkeit werde verlangt haben, und wie hart dieß anfänglich einer Person vorgekommen seyn müsse, die in der glücklichen Unabhängigkeit erzogen worden war, daß sie, seit ihrer ersten Kindheit, von nichts, als von ihrer eigenen Vernunft, und von der Vernunft und der Liebe zärtlicher Aeltern hatte abhängig seyn dürfen. Das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit ist durch keine andern Vortheile zu ersetzen. Man mag von dem mächtigsten, von dem reichsten Manne, ja, selbst von seinem eigenen Freunde abhängen, so fühlt man doch die Fesseln, sie mögen noch so weit losgelassen, und noch so schön geschmückt seyn. Wem das Schicksal die Unabhängigkeit versagt, der mache sich gefaßt, einigen

Rech-

*) Avaleurs de Couleuvres, — Toad-eaters.

Rechten eines freygebornen Menschen zu entsagen: Er lerne vergessen, was er am eifrigsten wünscht, nach dem trachten, was ihm verächtlich ist, Fröhlichkeit seines Herzens verbeißen, und bey nagendem Kummer ein heiteres Gesicht annehmen. Ist seine Seele zu stark, und sein Herz zu empfindlich, als daß er, so oft es verlangt wird, fremden Irrthum eigener Ueberzeugung vorziehen könne: so kämpfe er den bittern Kampf, und lerne über seinen eigenen Verstand siegen.

Diesen Kampf hatte **Mariane** mit allem, was er herbes und für den menschlichen Geist erniedrigendes hat, auszustehen. Sie sahe freylich nur allzulebhaft ein, daß sie in einem Zustande war, den bloß das Wohlwollen ihrer Obern erträglich machen konnte, und nahm sich ernstlich vor, so lange es höhere Pflichten erlaubten, sich in allen Dingen ohne Widerrede nach dem Willen der Frau von **Hohenauf** zu richten, und so gar, wenn es möglich wäre, ihren Wünschen zuvorzukommen. Dieß war nun freylich ein schwer auszuführendes Unternehmen; denn die Frau von **Hohenauf** war sehr auffahrend, sehr eigensinnig, und sehr ungleich in ihrem Betragen. Auf ihren Adel äußerst stolz, schien sie alle Personen bürgerliches Standes für Geschöpfe von einer andern Gat-

tung zu halten, denen sie beständig den großen Abstand, der zwischen ihr und ihnen bleiben mußte, fühlen ließ.

Und dennoch stammte sie selbst aus bürgerlichem Stande. Ihr Vater, Namens Säugling, war ein reicher Pachter gewesen, und ihr Bruder war ein Tuchhändler in einer großen Handelsstadt, der im Kriege, durch Lieferungen an die Armeen, ein grosses Vermögen erworben hatte. Dieses bürgerlichen Ursprungs aber war sie nie eingedenk. Vielmehr gieng ihr ganzes Thun und Lassen dahin, das Ansehen einer Dame von Stande zu haben, und der Familie ihres Gemahls, die seit länger als hundert Jahren auf ihren angeerbten Gütern Kohl gepflanzt hatte, einen neuen Glanz zu geben. Wenn es nur irgend wahrscheinlich gewesen wäre, daß sie an einem der Deutschen fürstlichen Höfe, (die, wie es billig ist, alle Personen, die nicht wenigstens acht Ahnen haben, aus ihrer Athmosphäre ausschließen,) würde zur Cour zugelassen worden seyn; und wenn ihr Gemahl nur irgend zu etwas anderm geschickt gewesen wäre, als auf die Jagd zu gehen, zu trinken, und alle Anordnungen seiner Gemahlinn zu bewundern: so hätte sie nicht eher geruhet, bis er sich mit ihr nach Hofe begeben hätte. Hätte sie einen Sohn gehabt, so wür-

de sie ihn zu einem adelichen Amte erzogen haben, und sollte es auch nur eine Fähnrichsstelle gewesen seyn; da sie aber bloß Töchter hatte, so gieng sie damit um, ihnen eine so galante Erziehung zu geben, daß sie Hofdamen werden, und durch ihr Vermögen und ihre Reize, Grafen, Minister oder Generale fesseln könnten: durch welche vortheilhafte Vermählungen sie noch hoffte am Hofe, und vielleicht im ganzen Lande, in großes Ansehen zu kommen. Die größte Glückseligkeit, die sie sich in ihrer Einbildung vorstellen konnte!

Mariane war das Werkzeug, durch welches die beiden jungen Fräulein zu so wichtigen Absichten geschickt gemacht werden sollten. Hiezu war es nöthig, daß sie mit fertigen Lippen von nichts und über nichts Französisch plappern könnten; daß sie alle Vortheile des Putzes, ihrem Körper gemäß, zu gebrauchen wüßten, damit er, es sey im nachläßigen Nachtkleide, oder in der sittsamen Roberonde, oder in der prächtigen Gallarobe mit ausgespreitetem Panier und schwimmender Schleppe, Augen und Herzen der Kavaliere an sich zöge; daß sie den Verstand hauptsächlich zu der wichtigen Untersuchung gebrauchten, ob die eroberten Herzen behalten, oder ob sie, nachdem damit eine Zeit lang wie mit einem Balle gespielet worden, in den Winkel geworfen werden sollten. So bald sie dieß verstanden,

so hatten sie die hauptsächlichsten Wissenschaften gelernt, die die Frau von Hohenauf einer jungen Dame, die am Hofe glänzen will, für nöthig hielt.

Im Grunde schien Mariane zur Lehrerinn so wichtiger Wissenschaften nicht eben geschickt zu seyn. Ihr schlichter gesunder Verstand hatte ihr eingebildet, daß der Vorzug eines Frauenzimmers mehr darinn bestehe, daß sie gut, als daß sie schön sey. Ob sie gleich selbst sehr wohl gebildet war, so hatte sie sich doch, vielleicht weil es ihr noch nie eine Mannsperson gesagt hatte, niemals etwas darauf zu Gute gethan. Zum Putze hatte sie zwar, ohne es zu wissen, eine natürliche Geschicklichkeit, indem alles sehr wohl anstand, was sie selbst anlegte, oder für andere wählte: welches den Friseur **Picard** bewog, sie für eine wirkliche Französinn zu halten; aber sie hatte den Putz noch niemals gebraucht, Absichten damit zu erreichen. Sie kannte die Reize der großen Welt nicht, und verlangte auch nicht sie zu kennen; denn ihre Wünsche waren bisher immer sehr mäßig gewesen, und waren sehr leicht befriediget worden. Ihr höchster Wunsch war vorher, die Liebe ihrer Aeltern zu verdienen, itzt aber, ihre Pflicht zu erfüllen.

Wenn Mariane eine schlechte Lehrerinn war, so waren die beiden Fräulein eben so schlechte Schülerinnen.

rinnen. Sie hatten gar keine Anlage zum Hofleben. Sie waren ein Paar gute Landmädchen mit rothen Backen, die vor Gesundheit strotzten. Auf dem Hofe herum zu springen, oder des Abends die blökenden Heerden eintreiben zu sehen, war ein Fest für sie. Im leichten Röckchen und im glatten Nachthäubchen mit himmelblauem Bande umsteckt, gefielen sie sich besser, als in dem reichen Anzuge eines stoffenen Schnürkleides mit Pompons besetzt. Wenn **Picard** seine ganze Kunst an ihren Köpfen beweisen wollte, ward ihnen die Zeit lang, sie gähnten, oder sprangen auf, und liefen ein paar mal in der Stube herum, oder haschten einen Schmetterling, der eben zum Fenster hineingeflogen war. Wenn ihre Mutter, wie es oft geschah, Assembleen hielt, wo, in dem schön erleuchteten großen Saale, der wohlgeputzte benachbarte Adel, an zwanzig Spieltischen, mit dem ernsten Geschäfft die Zeit zu tödten beschäfftigt war, schlich sich die älteste Fräulein, **Adelheid**, oft in den Garten, die untergehende Abendsonne zu betrachten, den Nachtigallen zuzuhören, oder den Duft der Nachtviolen und des Jasmins einzuziehen. Sie hatten beide keinen glänzenden Verstand, wenn man es glänzenden Verstand heißt, über alle Gegenstände vorschnell und mit Selbstgenügsamkeit ein Redespiel zu halten;

noch einen lebhaften Witz, wenn man es lebhaften Witz heißt, Gründe mit Einfällen zu beantworten, und mit Hohngelächter diejenigen aufzuziehen, die verständiger sind, als wir. Aber sie hatten den gesunden Verstand, der sich mit Bescheidenheit und mit Lehrbegierde wohl verträgt, und so viel Antheil an Witz und Scharfsinn, als nöthig ist, die Gegenstände geschwinder vors Anschauen zu bringen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der sich auf Verachtung anderer gründete, hatten sie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdann, wann sie dadurch Gelegenheit hatten wohlzuthun, Almosen auszutheilen, oder einem Bedienten, der etwas versehen hatte, bey ihren Aeltern Vergebung zu erbitten.

Eine ähnliche Gemüthsart brachte bey der Lehrerinn und den Schülerinnen sehr bald eine wechselseitige Zuneigung hervor. Eben diese Uebereinstimmung machte zwar das mütterliche Verbot, daß den Fräulein nicht strenge begegnet werden sollte, ganz unnöthig: aber sonst schien ihre Erziehung eine Wendung zu nehmen, die den Absichten der Frau von Hohenauf nicht völlig gemäß war. In den Lehrstunden war sehr oft, anstatt **vom adelichen Stande**, von der Decence, und **von artigen Manieren**, vielmehr **von ihren Pflichten gegen Gott und ih**ren

ren **Nebenmenschen** die Rede. Anstatt zu lehren, wie ein Schminkpflästerchen mit Koketterie zu legen, oder wie eine Affaire de Coeur am rechten Ende einzufädeln sey, (worinn die gute **Mariane** ohnedieß sehr unwissend war,) suchte sie ihnen vielmehr einzuprägen, daß sie ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen auszieren, und ihr Herz der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe beständig offen erhalten müßten. Die Lettres d'une Religieuse portugaise wurden daher sehr bald von **Reimarus wichtigsten Wahrheiten der natürlichen Religion**, und Hippolyte, Comte de Douglas von **Basedows ganzer natürlicher Weisheit für gesittete Bürger**, verdrungen.

Hieraus ist leicht abzunehmen, daß überhaupt anstatt der gebotenen Französischen, sehr oft die konterbande Deutsche Lektur insgeheim werde überhand genommen haben. **Mariane** hatte freylich zu wenig monde, um einzusehen, daß jungen Deutschen Damen die Deutsche Sprache ganz unnöthig sey. Sie hatte noch keinen Begriff davon, daß man, um standesmäßig zu leben, in seinem eigenen Vaterlande fremde werden müsse. Wie konnte es auch anders seyn? Sie kannte die große Welt so wenig, als die jungen Fräulein, die sie unterrichten sollte, und glaubte treuherziger Weise, man lebe nur, um selbst besser zu werden.

den, und um andere Menschen glücklicher zu machen. In solchen spießbürgerischen Grillen wollte sie auch ihre Fräulein erziehen: daher war der Schaden eben so groß nicht, wenn sie auch Deutsch mit denselben las, indem sie doch die Französische Lektur nicht avec goût zu wählen wußte. Sie las l'Ami de ceux, qui n'en ont point lieber, als les Egarémens de l'Esprit et du Coeur, und Memnon, Histoire orientale lieber, als die Lettres de Ninon Lenclos oder den Almanac de Toilette. Mit diesem Geschmacke stimmte der Geschmack der jungen Fräulein nur allzusehr überein; denn wenn diese im Mercure de France blätterten, so überschlugen sie meistens alle Pièces fugitives, Chansons, Enigmes, Logogryphes und Présentations, und verweilten sich bey einem Conte moral von **Marmontel** oder **la Dixmerie**, die dazumal einzeln im Mercure zu erscheinen pflegten, oder suchten einen Trait de bienfaisance auf, der zuweilen eingerückt wird.

In allem diesem war noch sehr wenig du bon ton, welches doch die hauptsächlichste Sache war, wozu die Frau von **Hohenauf** ihre Fräulein wollte angeführt wissen. Es ist also leicht zu erachten, daß sie schwerlich mit einer so bürgerlichen Erziehung werde zufrieden gewesen seyn. Schon in den ersten vier Wochen schien es beynahe, daß sie ihre neue Französische Mam-

sell sehr bald wieder abschaffen würde; denn sie gab derselben bey aller Gelegenheit bittere Verweise, und tadelte alle ihre Anordnungen. Die Fräulein schienen ihr, seit sie bey **Marianen** waren, blöder; hatten gar keine bonne grace; hatten gar keinen Esprit; antworteten zu langsam und zu kurz, wenn man sie fragte; ungefragt plauderten sie sehr selten; wußten ihre Reverenze nicht abzumessen, und beugten die Knie tief gegen einen Verwalter oder Homme d'Affaires, wo ein Kopfneigen, oder ein nachläßiger Knicks im Vorbeygehen, hinlänglich gewesen wäre.

Marianen fehlte es freylich, außer andern Erfordernissen, die ihr, um eine gute Französische Mamsell zu seyn, mangelten, an der den Französischen Hofmeisterinnen so gewöhnlichen Politik, allen Leidenschaften der hochadelichen Mutter zu schmeicheln, alles dreyfach zu loben, was die Mutter an den Kindern lobt, ihren eignen oder fremden Witz die Kinder heimlich auswendig lernen zu lassen, und sie zu gewöhnen, denselben mit dreister Naseweisheit in Gesellschaft an den Mann zu bringen; wodurch denn jedermann, der zu leben weiß, über die frühzeitigen Gaben der Kinder erstaunt, der Mutter über das kleine Wunderwerk, das sie unter ihrem Herzen getragen

hat,

hat, ein verbindliches Kompliment macht, und auch nicht vergißt, der Mamsell im Besten zu gedenken.

Hievon wußte Mariane gar nichts. Sie war vielmehr beym Antritte ihres Amtes so unerfahren, daß sie ihren Fräulein eine anständige Bescheidenheit anpries: eine Eigenschaft, die gar nicht glänzend ist, und die die Frau von Hohenauf aufs höchste an ihren Bedienten lobte. Sie würde also Marianens sehr bald überdrüssig geworden seyn, wenn nicht ein kleiner Umstand, davon in keinem der Systeme der Pädagogik*), worinn noch ein Kapitel von Französischen Mamsellen befindlich ist, ein einziges Wörtchen angetroffen wird.

Mariane hatte von Jugend auf eine große Sorgfalt für ihre eigene Person getragen. Sie hielt sich überaus reinlich in Kleidung und Wäsche. Sie hatte die natürliche Gabe, allen weiblichen Putz sogleich nach dessen Bestandtheilen zu übersehen, und also auch ihn nachzumachen, ihn nach ihrem Geschmacke zu ver-

 bessern,

*) Ungelehrten Vätern und Müttern zu Gute, sey hier angemerkt, daß die Gelehrten mit diesem Griechischen Worte die Kunst der Erziehung andeuten. Diese feyerliche Benennung wird gebraucht, seitdem die Gelehrten diese Kunst in verschiedene Systeme gebracht haben, deren jedes für sich sehr genau zusammenhängt, nur daß eins dem andern schnurstracks widerspricht.

bessern, und neuen zu erfinden. Sie gebrauchte sich dieses Talents auch itzt. Wenn ihre Fräulein besonders fleißig und gehorsam waren, so belohnte sie ihren Fleiß mit einem nach neuer Mode gesteckten Kopfzeuge, oder anderm Frauenzimmerputz, den sie so zu wählen wußte, daß dadurch derselben natürliche gute Leibesgestalt noch mehr erhoben ward. In kurzer Zeit war ihr ganzer alter Putz mit neuem, nach dem besten Geschmacke, verwechselt. Den scharfsinnigen Augen der Frau von Hohenauf konnte diese Veränderung nicht entgehen, und sie bemerkte sie mit so großem Wohlgefallen, daß sie es **Marianen**, wegen ihrer Geschicklichkeit im Putzmachen, zu vergeben anfieng, daß sie die Seelen ihrer Fräulein bilden wollte. Noch grösser ward die Gunst, als **Mariane**, durch so glücklichen Erfolg aufgemuntert, es wagte, für die Frau von **Hohenauf** selbst zu arbeiten, die bisher ihren sämtlichen Putz aus der ersten Quelle, aus **Paris**, verschrieben hatte. Sie brachte eine Comete aux Zephyrs *) zu Stande, die in der nächsten Assemblee
ein

*) Unmodischen Lesern und Leserinnen sey kund, daß dieß eine Art eines kleinen Kopfzeuges ist, das, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, im Winter $\frac{1772}{1773}$ wieder sehr stark getragen wird. Es ist zu hoffen, niemand in Deutschland werde so barbarisch unwissend seyn, nicht zu wissen, daß ein Komet
ein

ein großes Aufsehen unter den Damen machte, und in der ihre Gönnerinn wenigstens um sechs Jahr jünger aussah. Man kann leicht denken, daß dieses wichtige Verdienst Marianens Talente zur Erziehungskunst in ein neues Licht gesetzt haben werde. Man setze hinzu, daß Mariane die Fräulein, die vorher in ihrer Kleidung sehr nachläßig, ja wohl gar unreinlich gewesen waren, durch ihr eigenes Beyspiel, zu der Frauenzimmern so anständigen Nettigkeit im Anzuge gewöhnte. Man setze hinzu, daß sie die jugendliche Wildheit der Fräulein, die an das, was wohlanständig ist, noch nie einen Augenblick gedacht hatten, durch kleine leutselige Erinnerungen bis zu der kindlichen Freymüthigkeit mäßigte, die mit Bescheidenheit und Sanftmuth sehr wohl bestehen kann. Man setze endlich noch hinzu, daß die Fräulein, wenigstens in ihrer Mutter Gegenwart, beständig Französisch redeten, und in ihrer Fertigkeit in dieser Sprache sichtlich zunahmen: und man wird begreifen, daß die Frau von

ein kleiner Kopfputz ist, unter welchem ganz frisierte Haare getragen werden. *Aux Zephyrs* aber heißt dieser Komet, weil daran hinterwärts gewisse haarichte Zierathen, (denen, die in der Putzmachersprache Chenilles oder Raupen heißen, etwas ähnlich) frey herunter hangen, mit denen die angenehmen Zephire sehr leicht spielen könnten, wenn sie nur im Winter weheten.

Hohenauf im zweyten Monathe mit ihrer Französischen Mamsell weit mehr zufrieden war, als im ersten. Wenn sie ja an den Fräulein etwas fand, das sie für bas und für bourgeois hielt, so nahm sie sich die Mühe, ihnen selbst darüber einen Verweis zu geben. Sie setzte zuweilen die nachsichtsvolle Anmerkung hinzu, daß man freylich von ihrer Mamsell nicht alles fodern könnte, weil sie nicht de qualité sey: wodurch sie, in gedrungener Kürze, zugleich **Marianen** tadelte, und ihren eigenen Vorzügen ein verbindliches Kompliment machte.

Dritter Abschnitt.

In dem dritten Monathe von **Marianens** Aufenthalte bey der Frau von **Hohenauf**, traf derselben Neffe, der Sohn des Tuchhändlers **Säugling**, bey ihr ein. Die Bedienten wurden befehligt, ihn **Ew. Gnaden** zu nennen, und sie stellte ihn allem benachbarten Adel, unter dem Namen des Hrn. **von Säugling**, vor. Dieser junge Mensch war mit seinen Universitätsstudien halb fertig; denn er hatte schon zwey Jahre auf einer Universität zugebracht, und es kam nur noch darauf an, daß er ein oder zwey Jahre auf einer andern zubrächte, wohin ihn sein

Vater den künftigen Frühling mit einem neuen Hofmeister senden wollte, den er ihm selbst ausgesucht hatte. Indessen wollte er sich, mit Genehmhaltung seines Vaters, den Winter über auf seiner Schwester Gute aufhalten. Weil sie von Adel war, und viel Umgang mit dem benachbarten Adel hielt, welchem sie den Ton gegeben hatte, den Aufenthalt auf dem Lande nicht mit ländlichen Vergnügungen, sondern, nach städtischer Etikette, mit Besuchen, Gastmahlen, Assembleen, Spielpartien und Bällen zuzubringen: so glaubte er bey ihr Kenntniß der großen Welt zu erlangen, und alles, was sich noch etwan von Schulstaube an ihm finden möchte, rein abzuschütteln.

Dieses Schulstaubes konnte an ihm auch nicht so gar viel seyn; denn er hatte, als ein reicher Jüngling, sich nicht auf **Brodstudien** gelegt, und noch weniger sich mit den alten Sprachen und mit den trocknen Lehrgebäuden der spekulativen Wissenschaften beschäfftigt; sondern seine Studien waren lachend und reizend, und bestanden in Kollegien über die schönen Wissenschaften, und in fleißigem Lesen aller Deutschen Poeten, sonderlich derjenigen, die Freude, Wein und Liebe besungen haben. Er hatte überdieß Französisch, Engländisch und Italiänisch gelernt, und hatte in diesen Sprachen alle Poeten und die besten Kritiker gelesen.

Er hatte sehr viele Gedichte an Phillis und Doris gemacht, und dieß blieb noch beständig, nebst der Sorge für seinen Anzug, seine vornehmste Beschäfftigung. Er hielt sehr viel von seiner eignen kleinen Person, die daher auch beständig geputzt, geschniegelt, und **auf vier Nadeln** gezogen war. Er gefiel sich selbst sehr wohl, nächst diesem aber war sein hauptsächlichstes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen. Er vermied, so viel möglich, alle Gesellschaften, worinn bloß Mannspersonen waren. In vermischten Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, und, wenn er wählen konnte, allemal der, die den sanftesten Blick hatte. Er bewunderte, um Bekanntschaft zu machen, ihre Arbeit, die sie eben verfertigte, lobte ihr wohl gestecktes Demi-ajusté, *) und sagte ihr über einen Assassin tausend artige Sachen. Von da gieng er unvermerkt zum Erforschen ihres Verstandes über. Er sagte ihr mit sanft lispelnder Stimme, er sehe die kleinen Amorn und

*) Weil zu vermuthen ist, daß eher Buchgelehrte, als Gens du bon ton dieses Werk lesen werden, so müssen, der beklagenswürdigen Unwissenheit der erstern zu Liebe, hier schon einige Wörter erklärt werden, die sonst iedermann versteht, dès qu'il entre dans le monde. Ein *Bonnet en demi ajusté* ist ein Kopfzeug, unter dem eine Dame halb frisirt seyn muß. Ein *Assassin* ist nichts, als ein Schönpflästerchen,

und Amoretten auf ihrem Postillion auffsteigen und niedersteigen, und sich unter den Falten ihrer Respectueuse verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginatiönchen. Wenn er nun merkte, daß sie Verstand und Geschmack genug hatte, mit seinen lieblichen Empfindungen zu sympathisiren, so fieng er gemeiniglich an zu stammeln, sah etwas schafmäßig aus, und langte aus seiner Tasche einige von seinen Gedichten, die er ihr vorlas, und von Zeit zu Zeit, mit seitwärts schielenden Augen, die Wirkung seiner Geistesfrucht zu erforschen suchte. Erhielt er ein ruhiges Gehör, und, durch einen lächelnden Mund und sanftes Kopfneigen, einen gütigen Beyfall: so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt. Empfieng er vollends eine laute Bewunderung, bat man sich eine Abschrift des Gedichts aus, oder bemerkte er gar, daß sich der Busen seiner Zuhörerinn zu einem Seufzer empor hob, oder daß sie aus blauen Augen, (denen er, als seinem eigenen schmachtenden Charakter am gemäßesten,

vor

flerchen, das aber seiner Grösse wegen, wenn ein gemeines Schönfleckchen nur verwundet, gar wohl todtschlagen kann. Ein *Postillion d'Amour* ist eine große Brustschleife von Band, welche aber weder Pferd noch Horn hat. Eine *Respectueuse* ist eine Bedeckung des Busens mit Spitzen, Filet und anderm durchsichtigen Zeuge, die vermuthlich den Namen davon führt, weil sie nicht Ehrfurcht veranlaßt.

vor allen andern den Vorzug gab,) einen empfindenden Blick auf ihn schießen ließ: so zerfloß er in sanften Empfindungen, überließ sich ganz einer zerschmelzenden Zärtlichkeit, und war, von dem Augenblicke an, der Sklave der Schönheit, die, was er gedacht hatte, so gut zu empfinden wußte. Er holte aus der Begeisterung ihrer Augen Stoff zu neuen Gedichten, und je mehr ihm diese gefielen, desto mehr gefiel ihm die Schöne, die sie veranlaßt hatte, und an die sie gemeiniglich gerichtet waren.

Doch so zärtlich seine Liebe war, so pflegte sie doch nicht allzulange zu dauren; nicht, als ob er unbeständig gewesen wäre, sondern weil der Gegenstand seiner Zärtlichkeit gemeiniglich, nach einiger Zeit, seine Gedichte nicht mehr so feurig verlangte, und wohl gar unvermerkt seine Gesellschaft zu vermeiden suchte. So bald er dieß merkte, ward er sehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren sein Leiden, tröstete sich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue seiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um diese Zeit eine andere Zuhörerinn, mit der er eben denselben Roman von vorn an spielte.

Dieser kleine Mann schien freylich denjenigen, die nicht ganz seine zuckersüßen Empfindungen nachempfinden konnten, etwas ungeschmackt: aber er war

sonst

sonst das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne. Er that nie etwas Böses, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind, und, beleidigt, war er nie geneigt sich zu rächen; kurz, er war aller guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geistes erfodert wird. Wenn es wahr ist, daß die schönen Wissenschaften die Herzen ihrer Liebhaber erweichen, so waren sie es vermuthlich, die seine Seele so breyweich gemacht hatten, daß sie einer herzhaften That, oder einer lebhaften Entschließung, so wenig im Guten als im Bösen, fähig war. Die lebhafteste Empfindung in seiner Seele war immer die Begierde, seine Gedichte, und besonders vom Frauenzimmer, gelobt zu sehen. Dieser Absicht wegen war sein Kleid immer nach der neuesten Mode geschnitten, sein seidner Strumpf milchweiß, und seine Spitzenmanschetten kaffebraun gewaschen; dieser Absicht wegen sagte er zuerst seinen Nachbarn und Nachbarinnen verbindliche Dinge vor, war gefällig, nachgebend, kam jedermann mit Höflichkeit zuvor, und pries mit gleicher Behendigkeit, bey den modischen Schönen das Putzwerk, bey den tugendhaften die Tugend, und bey den witzigen den Witz. War er aber gleichwohl so unglücklich, seine Absicht nicht zu erlangen, so war er viel zu bescheiden, als daß

er darüber jemand anders, als den stillen Wänden, sein Leid geklagt hätte, und zu gutherzig, als daß er diejenigen, denen seine Gedichte nicht gefielen, gehasset hätte. So bald er nur wirklich merkte, daß seine Gedichte jemand beschwerlich waren, so drang er sie ihm nie auf: so daß, wenn er jemand zur Last fiel, es sicherlich ohne sein Wissen geschah; denn seine Absicht war allemal, Vergnügen und Zufriedenheit, die er in so großem Maße in sich selbst fand, durch seine Gedichte auch um sich herum zu verbreiten.

Vierter Abschnitt.

Ein Mann, der sich, so wie Säugling, auf die Verdienste des schönen Geschlechts verstand, mußte **Marianen**, unter dem übrigen im Hause vorhandenen Frauenzimmer, sehr bald vortheilhaft unterscheiden, zumal da sie, gleich ihrer Mutter **Wilhelminen**, bey schwarzen Haaren die schönsten hellblauen Augen hatte. Es konnte ein solcher Kenner keine von den übrigen Frauenzimmern mit ihr nur in Vergleichung stellen: denn die Frau von Hohenauf hatte große graue Augen, mit langhaarigen Augenbramen; das Kammermädchen besaß ein Paar flachgeschlitzte

Augen;

Augen, aus deren Winkeln beständig ein Paar matte rothgelbe Augäpfel liebäugelten; die kleinen Fräulein waren noch allzu jung, und die übrigen weiblichen Geschöpfe waren unter der Notiz eines feinen Mannes, wie Säugling. Hiezu kam, daß bey der ersten Unterredung **Mariane** untrügliche Kennzeichen ihres guten Geschmacks merken ließ, wodurch **Säugling** Herz bekam, ihr ein Gedicht vorzulesen, welches **Mariane** mit so großem Beyfalle anhörte, und dessen Schönheiten sie so fein hervorzusuchen wußte, daß das kleine Männchen vor Entzücken außer sich war.

Dieß veranlaßte eine nähere Bekanntschaft, in der **Säugling** bald **Marianens** vor der Frau von **Hohenauf** bisher so geheim gehaltene Bibliothek von guten Deutschen Büchern entdeckte. Er erstaunte nicht wenig, eine Französinn so aufmerksam auf die Deutsche Litteratur zu finden. Da er gewohnt war, alles, was er sah, auf seine kleine Person zurück zu führen: so fiel er schnell darauf, (wenn er anders, wie er zuverläßig hoffte, unter den guten Dichtern Deutschlands einen Platz verdiene,) wie möglich es sey, daß sein Ruhm auch außer Deutschland sich ausbreiten, daß seine Gedichte ins Französische übersetzt, und von den Damen an allen Höfen Europens gelesen werden könnten. Er wußte es **Marianen** Dank,

daß sie zuerst eine so schmeichelhafte Hoffnung in seiner Seele erreget hatte, und dieß zog das Band der angefangenen Bekanntschaft noch fester zusammen.

Mariane, auf ihrer Seite, sah ihn auch ganz gern; denn er war ein feiner und bescheidener junger Mensch, der sie mit den schönen Wissenschaften, zu denen ihr die Neigung mit der Muttermilch war eingeflößt worden, angenehm unterhielt; außerdem war er die erste Mannsperson, die ihr gesagt hatte, daß sie schön sey, und daß ihre blauen Augen mit sanfter herzrührender Kraft wirkten. Und auch das sittsamste und philosophischste Frauenzimmer, pflegt eine solche Nachricht aufs höchste mit einem kleinen Verweise zu bestrafen.

Kenner wollen bemerkt haben, daß die Vereinigung zwischen zwey jungen Personen zweyerley Geschlechts selten ganz stille stehen bleibe, und nicht allein beständig unvermerkt fortzurücken pflege, sondern auch zuweilen, durch einen ganz kleinen Umstand, mit einem so starken Sprunge fortschreite, daß diejenigen, denen das verborgene Ding, das menschliche Herz, nicht genau bekannt ist, glauben, es geschehe durch eine Art von Zauberey. Dieß war der Fall mit Säuglingen und Marianen, die bey einer unvermutheten, und, dem Anscheine nach, ganz geringen

Veran-

Veranlassung, von einer bloßen Bekanntschaft und wechselseitigen Hochachtung zur Freundschaft übergiengen.

Es fiel in den Wintermonathen der Geburtstag der Frau von Hohenauf ein. **Mariane** hatte im Sinne, eine gewisse Absicht durchzusetzen, womit einige Schwierigkeiten verknüpft waren. Dieß brachte sie, zum erstenmal in ihrem Leben, auf den Gedanken, ihren Zweck durch einen Umweg zu erreichen, und in dieser Absicht sann sie ein kleines Fest aus, mit dem dieser Geburtstag sollte gefeyert werden. Sie theilte ihre Gedanken **Säuglingen**, als einem Poeten, mit, der ganz entzückt darüber war, einen Anlaß zu haben, seine Talente im Dramatischen zu zeigen, da er bisher nichts, als kleine Liederchen, gemacht hatte. Er machte zu einem mythologisch-historischen Schäferspiele von drey Personen einen Plan, der **Marianens** Beyfall erhielt. Hierauf waren alle insgeheim sehr geschäfftig: **Säugling**, sein Spiel in Verse zu bringen, die Kinder, sie zu lernen, und **Mariane**, für Fräulein **Adelheid** die Tracht einer Nymphe und für die jüngste Fräulein und den kleinen Sohn des Predigers im Dorfe Schäferkleider zu verfertigen.

Als der Tag erschien, und die zu diesem Geburts=feste aus der ganzen umliegenden Gegend zusammen=gebetenen Standespersonen von der Mittagstafel aufgestanden waren, wurden sie unter einem andern Vorwande in das Orangeriehaus geführet. Hier wurden sie durch eine Symphonie überrascht, und der Schauplatz eröffnete sich. Er stellte entweder die Eli=säischen Felder oder die Hesperischen Gärten vor, und bestand aus acht großen blühenden und Früchtetragen=den Pomeranzenbäumen, die Hinterwand aber war von dem Gärtner aus Wintergrün und Bluhmen=kränzen zusammengesetzt. Die Kinder traten auf, an deren Putze **Mariane** ihren ganzen Geschmack, und an deren Köpfen **Picard** seine ganze Kunst erschöpft hatte. Dieß machte, daß das Spiel den Beyfall der Frau **von Hohenauf** erhielt, wozu auch nicht wenig beytragen mochte, daß sie darinn als eine Göttinn, und ihr Geburtstag als ein Götterfest vorgestellt war.

Die ganze Gesellschaft ertheilte einen lauten Bey=fall, und da die Kinder, nach Endigung des Spiels, in ihrem Anzuge vom Theater herabstiegen, wurden sie von jedermann mit Liebkosungen überhäuft. Die Frau von **Hohenauf** that deßgleichen. So wie sie alle Dinge aus ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachtete, so konnte sie es nicht genug bewundern, wie natürlich

der

der Schäferhabit dem kleinen Pastorsohne stände; aber sie fand, daß eben diese Art von Kleidung ihr jüngstes Fräulein verstellte, ob sie gleich, mit einem gnädigen Kopfneigen gegen **Marianen**, bemerkte, daß die Arbeit daran sehr artig wäre. Fräulein **Adelheid** hingegen in ihrer von Zindel und Flittern glänzenden Nymphentracht hatte ihren ganzen Beyfall. Sie umarmte sie, und spielte mit ihren langgezogenen über den Busen gelegten falschen Locken, die ihr prinzeßinnenmäßig vorkamen.

„Dieser majestätische Anzug schickt sich besser für „ein Fräulein deines Standes, sagte sie, als das „Schäferkleid deiner Schwester.“

Die kleine **Adelheid**, die ihrer Schwester den leichten fliegenden Anzug, und die in halb geflochtenen Zöpfen hinterwärts herabfallenden Locken beneidet hatte, schlug die Augen nieder, und durfte nicht widersprechen.

„Nicht wahr, mein Kind, fuhr die Mutter fort, „nicht wahr? ein Schmuck von Juwelen, würde dir „besser stehen, als dieser schlechte Bluhmenkranz?“

„Ach nein! gnädige Mama, er würde doch nicht „so schön riechen, als die Bluhmen.“

„Einfältiges Kind! was ist Geruch gegen Glanz? „Du hast gespielt, wie ein Engel, ich muß dich dafür „belohnen. — Eine Zitternadel : : :“

Hier erinnerte sich die kleine Adelheid einer Rolle, die ihr, außer der von Säuglingen aufgeschriebenen, von Marianen mündlich aufgetragen war. Es hatte ein armer Pachter eines Bauerguts auf des gnädigen Herrn Wildbahn geschossen. Der Jäger hatte ihm das Gewehr weggenommen. Seit sechs Wochen lag er im Gefängnisse, und man machte ihm den Prozeß, um ihn an die Karre schmieden zu lassen. Indessen da der Wirth und Versorger des Hauses fehlte, schmachteten seine Frau und fünf Kinder im Elende. Die gutherzige Mariane hatte ihnen, so gut sie konnte, beygestanden. Sie hätte auch gern für den armen Gefangenen eine Vorbitte eingelegt, aber sie empfand, mit wie weniger Hoffnung eines guten Erfolges sie dieses wagen dürfte. Sie hatte daher zuerst darauf gedacht, dieses Fest anzustellen, um dabey Gelegenheit zu haben, durch Fräulein Adelheid, die der Liebling ihrer Mutter war, die Loslassung des Gefangenen zu bewirken. Sie hatte ihr die Worte in den Mund gelegt, die sie sagen sollte, wenn ihre Aeltern, durch das Vergnügen des Festes in gute Laune gebracht, das Herz dem Mitleid zu öffnen geneigter seyn möchten.

Fräulein Adelheid hatte also kaum gehört, daß sie für ihr Spielen belohnt werden sollte, so ergriff

ſie dieſe Gelegenheit begierig, fiel ihrer Mutter zu Füßen, und rief aus:

„Ach! gnädige Mama, wenn ſie mich belohnen „wollen, ſo laſſen Sie mich ſelbſt die Belohnung wäh„len. Geruhen Sie, mir eine einzige Bitte zu gewäh„ren. Schlagen Sie mir nicht ab, was ich Sie bit„ten will.“

„Was verlangſt du, mein Kind? ich kann dir „nichts abſchlagen.“

„O! meine gnädige Mama, ſo erbarmen Sie ſich „einer armen Frau und fünf Kinder, alle noch viel „kleiner, viel unerzogener, als ich, und die die Hülfe „ihres Vaters ſo nöthig haben. Bitten Sie den gnä„digen Papa, daß er den armen Jakob loslaſſe, der „im Gefängniſſe liegt; geben Sie das Geld für die „Zitternadel, die Sie mir zugedacht haben, ſeiner ar„men Frau und Kindern.“

„Fräulein,“ ſagte die **Frau von Hohenauf**, mit einem Angeſicht voll kalter Würde, — „was geht „mich und dich das Diebsgeſindel an?„

„Ach! gnädige Mama, wenn Sie ſehen ſollten, „wie elend die Leute ſind; wie ſie an allem Mangel „leiden, was wir im Ueberfluſſe haben; wie ſie frie„ren, wie ſie hungern; wie drey von den Kindern „auf elendem Strohe krank liegen.„

„Mädchen, woher kanst du dieß wissen?“

„Ach! ich habe es gesehen, liebste beste Mama, „ich habe es selbst gesehen.“

„Gesehen? ich erstaune ganz! wie kömmst du „mit dem Lumpenpacke zusammen? Gleich gestehe es „mir, ich will es wissen.“

Fräulein Adelheid stammelte, und blickte Marianen an, die die Augen niederschlug; die Frau von Hohenauf wiederholte ihren Befehl, und das Fräulein beichtete:

„Ach! meine Mamsell hat mich hingeführt. Sie „glauben nicht, gnädige Mama, wie gut sie ist; sie „hat die armen Leute schon seit sechs Wochen erhalten, „daß sie nicht vor Hunger und Frost umgekommen „sind. Ach! ich habe auch gern mein ganzes Spargeld „hingegeben, mehr konnte ich nicht; aber Sie, gnädige Mama, können mehr: Sie können die Kinder „glücklich machen, wenn Sie den Vater loslassen.“

„So? Mademoiselle“, sagte die Frau von Hohenauf, indem sie Marianen mit unbeschreiblicher Würde über die linke Achsel ansahe, „Sie führt meine Fräulein in schöne Gesellschaft, um Lebensart „und Monde zu lernen.“

„Ach! gnädige Mama, ; ;“

„Schweig still, das verstehst du nicht. Dieß „sind

„sind Diebe, die deines Vaters Forsten bestohlen ha„ben; sie müssen hart gestraft werden, damit sich das „andere Gesindel daran spiegele.“

„Ach! der arme Jakob verspricht Besserung; er „will künftig lieber hungern, als Wild schießen. „Aber, gnädige Mama, die Kinder, die armen klei„nen Kinder hatten nichts zu essen.

„Schweig! um solch Lumpengesindel mußt du „dich nicht bekümmern.“

„Ach! liebste Mama, rief Fräulein **Adelheid** „schluchzend, es sind Gottes Geschöpfe, Menschen, „wie wir, — und unglücklich! —“

„Fi Fräulein! Ist das auch eine von den schönen „Lehren, die dir deine Mamsell giebt? Menschen, wie „du? Du bist von Stande, die Bauern sind weit „unter dir. Sage mir nicht ein Wort mehr hievon.„

„Ach! gnädige Mama, Sie bauen ja das Getraide, „das wir essen. — Mein Großpapa ist ja auch ein „Pachter gewesen. Erbarmen Sie sich — Großpapa „ist ja auch wohl arm gewesen, ehe er reich ward.“ : : :

Eine derbe Ohrfeige, von der Hand der in äußerste Wut gesetzten Mutter, unterbrach das gute Kind. Die Frau von **Hohenauf** kannte sich beynahe selbst nicht vor Zorn. Sie hatte bisher dieß wichtige genealogische Geheimniß jedermann, so viel wie immer möglich,

verborgen, und hier ward es öffentlich, in einer grossen Gesellschaft von thurnier- und stiftsfähigem Adel beiderley Geschlechts, ausgeplaudert. Dieß war freylich ein niederschlagender Vorfall; zumal da in dem Gesichte mancher Umstehenden, denen das Bewußtseyn von sechzehn reinen Quartieren ein gutes Gewissen gab, einige Mienen zu spüren waren, die ein wenig Schadenfreude über diese Demüthigung einer mesalliirten Familie zu erkennen gaben.

Die Frau von Hohenauf wollte noch eine Minute Contenance halten, und fragte das Fräulein mit zorniger Miene, „wer ihr solch dummes Zeug in „den Kopf gesetzt hätte?„ Das Kind konnte, auf wiederholtes Befragen, nicht läugnen, daß ihr ihre Mamsell diese Nachricht gegeben. Dieß brachte die Frau von Hohenauf aufs neue in Wut. Sie befahl Marianen, ihr den Augenblick aus den Augen zu gehen, stieß das Fräulein von sich, und würde ihr vielleicht nochmals übel begegnet haben, wenn sie nicht die umstehenden Damen in Schutz genommen, und der Frau von Hohenauf durch allerhand Gründe zugeredet hätten, dem Kinde ein unbedachtsames Wort zu vergeben, und, einem so vergnügten Tage zu Gefallen, vielmehr ihre Bitte zu gewähren. Aber die Frau von Hohenauf ward durch diese Vorstellungen sehr wenig besänftigt, ob sie gleich

sich

sich zwingen und mit verbißnen Lippen höfliche Antworten geben mußte.

Endlich wendete sich die Gräfinn von ***, die unter den Vorbitterinnen sich am geschäfftigsten erwiesen hatte, an den Herrn von Hohenauf, der bey der ganzen Scene noch nicht ein Wort zu äußern sich getrauet hatte: sie bat ihn, dem Geburtsfeste seiner Gemahlinn zu Ehren, den Gefangenen loszulassen.

Der Herr von Hohenauf, mit eiskaltem Schweiße vor der Stirne, konnte mehr nicht, als ein gestammeltes „In der That — — meine gnädige „Gräfinn„ — — hervor bringen. Es war ihm wirklich gleich unmöglich, einer Dame von solchem Stande eine so kleine Bitte abzuschlagen, als wider den so ausdrücklich erklärten Willen seiner Gemahlinn etwas zu thun.

Die Gräfinn, die ihren Mann sogleich übersahe, wendete sich abermals an die Frau von Hohenauf, nahm sie bey der Hand, und sagte mit liebreizender Miene: „Die Göttinnen können nicht Rache halten, „sondern lieben die Vergebung. Kein Götterfest kann „ohne Wohlthun vollbracht werden. Ich fodere den „Gefangenen von Ihnen, als ein Desert bey der „Abendtafel: wollen Sie uns ohne Desert lassen nach „Hause fahren?„

Die Frau von Hohenauf hatte unter diesen Reden Zeit gehabt, sich zu besinnen, was der Anstand erfodere. Sie sagte also mit einer etwas gezwungenen verbindlichen Miene: „Sie verlangen von mir „eine Sache, wider die ich gar nichts einzuwenden „habe, sondern die bloß von dem Herrn von Hohenauf abhängt. Der ist Erb-Lehns- und Gerichts-„Herr„ —

„Nun! mein gnädiger Herr von **Hohenauf**„ — sagte die Gräfinn, indem sie sich zu ihm wendete, „habe ich eine Fehlbitte gethan?„

Dieser, der mit einemmal wieder tief frische Luft schöpfte, welches er in einer halben Viertelstunde nicht gethan hatte, machte einen sehr tiefen Reverenz, und murmelte einige Worte her, die, ob sie gleich unverständlich waren, doch nichts anders, als seine Einwilligung, bedeuten konnten.

So bald die Gräfinn davon gewiß war, so riß sie **Säuglingen**, der über dem großen Lärmen voll Todesangst da gestanden hatte, den Hut aus den Händen, warf einige Karolinen hinein, und gab ihn ihm zurück. Dieser, erfreut über den Wink, ahmte ihr nach, und gieng mit dem Hute in der Hand zu allen anwesenden Gästen, in der ehrenvollen Beschäfftigung, für bedürftige Unglückliche eine Beysteuer zu sammeln;

meln; schämte sich auch nicht, vor Freude über den glücklichen Ausgang einer Sache, über die ihm von Anfang an das Herz geklopft hatte, manche Thräne fließen zu lassen, worinn ihm die Gräfinn und noch mehrere schöne Augen Gesellschaft leisteten. Indem dieses geschah, führte die Gräfinn die zitternde Fräulein **Adelheid** zur völligen Versöhnung in ihrer Mutter Umarmung, und erhielt auch, mit einiger Mühe, für **Marianen** die Erlaubniß, daß sie wieder erscheinen, und durch Küssung des Rocks die Frau von **Hohenauf** um Vergebung bitten durfte, daß sie menschlich gedacht hatte.

Die Gesellschaft gieng darauf in den großen Saal, um sich zum Spiele zu setzen. **Säugling** aber, der sich ein viel süßeres Vergnügen vorbehalten hatte, schlich nach dem Hinterhofe, ließ einen Wagen anspannen, erlösete den ganz betäubten Jakob aus dem Gefängnisse, führte ihn selbst wieder zu seiner bisher verlassenen Familie, und schüttete die ansehnliche Summe, die er für sie gesammelt hatte, in den Schooß der Hausmutter aus, die bey so vielem Glücke, das auf so viel Unglück so schnell folgte, vor Freude stumm war. Er genoß das Glück, das Haus des Elends und des Klagens in ein Haus der Freude verwandelt zu sehen, genoß den stammelnden Dank des Haus-

vaters

vaters und der Hausmutter, empfand den Druck der kleinen Hände der beiden Kinder, die sich an seine beiden Seiten hiengen und seine Hände mit ihren Thränen netzten, und neigte sich liebreich zu den lallenden kleinen Kranken, die, von ihren Aeltern ermuntert, von ihrem Strohlager ihre matten Hände empor zu heben suchten, um ihrem Wohlthäter zu danken.

Er hätte sehr gern Marianen mitgenommen, um sie diese süße Scene, die Frucht ihrer menschenfreundlichen Anlage, mitgenießen zu lassen, wenn er nicht die Denkungsart seiner Tante zu genau gekannt hätte. Er hatte ein für schöne Handlungen empfindliches Herz, und obgleich seine kleine Eigenliebe nicht ermangelte, ihm darüber ein Kompliment zu machen, daß durch sein Drama dieser Endzweck erreichet worden: so war er doch durch Marianens großmüthige Gesinnungen, deren ganzes Verdienst um die unglückliche Familie er itzt erst in seinem ganzen Umfange erfahren hatte, mit so großer Hochachtung gegen sie erfüllet, daß er bey seiner Zurückkunft sogleich in ihr Zimmer stieg, und ihr, nachdem er ihr von seiner kurzen Fahrt Bericht erstattet hatte, alle Lobsprüche sagte, die die warme Empfindung einer guten That eingeben kann; daß er sie als die schönste Seele pries,

als die Ehre ihres Geschlechts, die ihrer Tugend wegen das glücklichste Schicksal verdiene.

Mariane, von allem Eigendünkel weit entfernt, aber voll von dem heitern Vergnügen, welches ein edelgesinntes Gemüth beym Wohlthun empfindet, sagte: „Loben Sie mich einer Kleinigkeit wegen nicht „allzusehr. Ich habe nur eine sehr gemeine Pflicht „beobachtet. Oder glauben Sie, daß eine weibliche „Seele nicht so leicht solcher Empfindungen fähig sey, „die billig ein jeder Mensch haben sollte?

Indem sie dieses sagte, warf sie, ohne es selbst zu wissen, auf Säuglingen einen Blick, der seine ganze Seele traf. Diejenigen, auf die jemals ein solcher Blick geworfen worden, versichern, daß er tief empfunden werde, aber daß sich seine Wirkung nicht eschreiben lasse. Der sel. Professor Stiebritz würde ihn vielleicht folgendermaßen definirt haben: „Es „sey ein Blick gewesen, durch welchen auf einmal „Säuglings symbolische Kenntniß von Maria„nens Vollkommenheiten anschauend geworden „sey.„ So viel ist gewiß, daß, von diesem Augenblicke an, mit seiner Hochachtung für Marianen, eine wahre Freundschaft verknüpft ward. Wenn nun, wie man sagt, die Freundschaft zwischen Personen zweyerley Geschlechts sehr bald einen viel

zärt-

zärtlichern Namen zu verdienen pflegt: so gieng in diesem Augenblicke in Säuglings Herzen eine Veränderung vor, deren ganze Wichtigkeit er erst in der Folge spürte.

Fünfter Abschnitt.

Wenige Tage darauf brachte Säugling ein Gedicht auf die Errettung des armen Pachters zu Stande, welches an **Marianen** gerichtet war, und worinn er ihr Lob sehr klüglich mit dem seinigen verbunden hatte. **Mariane** las dieses Gedicht mit Wohlgefallen. Es war mit einer Säuglings Liedern sonst ungewöhnlichen Wärme des Herzens geschrieben, womit ihr Herz so sehr sympathisirte. Auch ihr Lob las sie mit einem geheimen Vergnügen. Wenn es einem jungen Frauenzimmer überhaupt leicht zu vergeben war, daß sie sich von einem artigen und witzigen jungen Menschen nicht ungern loben ließ: wie viel eher war ihr dieß zu verzeihen, wenn sie fühlte, daß sie mit Wahrheit, und über eine aus der unbescholtensten Neigung fließende That, gelobt wurde.

Dieß war der Anfang einer nähern Bekanntschaft zwischen beiden. Sie giengen oft, bey den ersten

Blicken

Blicken der Sonne nach dem Winter, im Garten zusammen spazieren. Ihre Lektur war ihnen gemeinschaftlich. **Säugling** las ihr seine Gedichte vor; hörte mit innerer Zufriedenheit ihren Beyfall, und ließ sich auch ihre bescheidene, aber aus der feinsten Empfindung gezogene Verbesserungen sehr wohl gefallen. Kurz, er betrachtete sie als eine Muse, die ihn zu neuem Schwunge seiner Gedichte begeistern konnte, sie ihn aber, als einen angenehmen Gesellschafter, der sie mit Lektur und mit Gesprächen unterhielt, die ihrer Neigung gemäß waren.

Von Anfange an hatten beide bey ihrem vertrauten Umgange keine andere, als diese Absicht. In Kurzem aber verlor sich **Säugling**, der **Marianen** beständig mit großer Innbrunst angaffte, und täglich an ihr neue Schönheiten des Körpers und des Geistes entdeckte, ganz in ihren Vollkommenheiten. Er empfand, er wußte nicht was, und betrug sich dabey, er wußte nicht wie. Sein Geist erblickte **Marianens** Schönheit, Tugend und Vollkommenheit im herrlichsten Glanze, und mitten in diesem Anschauen entdeckte er neue Schönheit, Tugend und Vollkommenheit; so daß er endlich davon ganz geblendet ward. Er ward trübsinnig und ängstlich in seinem Betragen; und weil **Mariane**, der wahren Ursach

unwissend, ihn zuweilen, in einem Anfalle von lustiger Laune, darüber ein wenig aufzuziehen pflegte, so gerieth er in noch grössere Verlegenheit, und trauete sich nicht, von seinen Empfindungen nur ein Wörtchen zu sagen. Er nahm seine Zuflucht zur Dichtkunst, und ließ in die Gedichte, die er Marianen vorlas, oder sie selbst lesen ließ, unvermerkt ganz kleine Züge seiner Empfindung einfließen, aber mit so vieler Zurückhaltung, als ein so furchtsamer Mensch, furchtsamer Poet, und furchtsamer Liebhaber, wie er war, nur haben konnte. Mariane las über alle diese feinen Züge mit größter Freymüthigkeit weg, entweder weil sie sie nicht bemerkte, oder nicht zu bemerken Lust hatte. Säugling wußte nicht, was er beginnen sollte, ward noch ängstlicher in seinem Betragen, verehrte Marianen stillschweigend mit doppelter Ehrerbietung, kam allem ihrem Begehren aufs dienstwilligste zuvor, hielt sich sehr belohnt, wenn er einen lächelnden Blick von ihr erhielt; in Ermangelung dessen aber, war es schon Seligkeit, wenn er sie nur sehen, und mit schweigender Zärtlichkeit aus ihren Augen die Nahrung seines Daseyns ziehen konnte.

Es ist leicht zu erachten, daß er alle Gelegenheiten, in Marianens Gesellschaft zu seyn, werde mit

Sorg-

Sorgfalt aufgesucht haben, aber er mußte hiebey sehr behutsam zu Werke gehen. Er war mit den Gesinnungen der Frau **von Hohenauf** so genau bekannt, daß er schon zitterte, wenn er nur daran gedachte, daß sie von seiner Zuneigung zu Marianen etwas merken könnte.

Mariane war ohnedieß seit dem unglücklichen Geburtsfeste, ob ihr gleich die Frau von Hohenauf, dem Anscheine nach, vergeben hatte, noch in Ungnade. Es halfen keine reichen Garnituren, mit denen sie die Kleider der gnädigen Frau schmückte, kein neuer Kopfputz nach dem letzten Geschmacke gesteckt, nicht dreyfache Manschetten von den feinsten Netzchen, die ihre kunstreiche Hand mit Bluhmen von Kammertuch unterlegt, und mit fünferley Pointstichen durchbrochen hatte. So angenehm auch diese Opfer waren, mit denen Mariane den Zorn der Frau von Hohenauf versöhnen wollte: so schienen doch die Sünden, daß sie den Fräulein die bürgerliche Herkunft ihrer Mutter entdeckt hatte, und daß sie dieselben zu guten Menschen hatte erziehen wollen, ehe sie zu Hofdamen erzogen würden, aus der Klasse der unvergeblichen zu seyn.

Die Frau von Hohenauf beobachtete wenigstens seit der Zeit gegen Marianen eine mehr als gewöhn-

wöhnliche Zurückhaltung, sie wiederholte die weisen Lehren, fleißig gute Romane zu lesen, und den Fräulein das Air allemand abzugewöhnen, noch öfter als vorher. Daß **Mariane** sich unterstehen könnte, mit den Fräulein Deutsche Bücher zu lesen, kam der Frau von **Hohenauf** so wenig in den Sinn, daß sie nicht daran dachte, das im Anfange ergangene allgemeine Verbot abermals zu wiederholen. Unglücklicher Weise aber traf sie einst Fräulein **Adelheid** mit der **Bestimmung des Menschen** in der Hand an, die daraus ihrer Hofmeisterinn die **menschlichen Erwartungen***) vorlas. Die Frau von **Hohenauf**, die durchaus nicht wollte, daß ihre Fräulein andere **Erwartungen** haben sollten, als geputzt, bewundert, angebetet, Hofdamen, reiche und galante Frauen zu werden, konfiscirte das Buch, als Deutsch, augenblicklich, und nachdem sie eine halbe Viertelstunde lang den Innhalt untersucht hatte, warf sie es mit großem Ungestüm in den Kamin, als für alle Fräulein, die ihr Glück am Hofe machen wollen, höchst verderblich.

Von diesem Augenblicke an war das Vertrauen der Frau von **Hohenauf** zu **Marianen** so sehr vermin-

*) Nach der Ausgabe Leipzig 1768. S. 119.

mindert, daß es jedermann im Hause wahrnahm. Da nun dieses Schloß vollkommen einem Hofe glich, wo dem, der in Ungnade ist, von allen Hofbedienten der Rücken zugekehret wird: so vermieden auch hier alle Hausgenossen **Marianen**; und **Säugling**, so sehr sein kleines Herz dadurch gemartert ward, mußte, aus Furcht Aufsehen zu erwecken, oft die besten Gelegenheiten, sich mit **Marianen** zu unterhalten, vorbeygehen lassen.

Dieser Zwang war ihm so peinlich, daß, wenn er sich nicht noch durch Versmachen hätte Luft schaffen können, seine Seele, die ohnedieß nicht die stärkste war, unter der Last des Stillschweigens würde unterdrückt worden seyn. Dieß Stillschweigen ward ihm täglich unerträglicher, daher nahm er sich vor, es bey der ersten Gelegenheit zu brechen.

An einem der ersten heitern Maytage gieng **Mariane** Mittags nach Tische in den Garten. **Säugling** folgte ihr von Weitem nach, und als er vom Hause so weit entfernt war, daß er nicht bemerkt zu werden glaubte, eilte er ihr nach, um sie einzuholen. Er sahe dieß für die beste Gelegenheit an, seine so lange verschwiegene Liebe zu offenbaren. Sein Herz klopfte ihm über diesem muthigen Vor-

haben. Je näher er zu ihr kam, desto mehr goß sich ein zärtliches Schaudern durch alle seine Glieder. Da er sie endlich erreichte, und sie stehen blieb, um ihn zu bewillkommen, sah er starr in ihre hellblauen Augen, die Zunge stammelte, der Athem fehlte ihm, und, nachdem er anderthalb Minuten still geschwiegen hatte, sagte er:

„Es ist heute wirklich recht sehr schönes Wetter!„

„Die Bemerkung ist eines so witzigen Kopfes „recht sehr würdig! sagte Mariane lächelnd. Sie „hatten in der That das Ansehen, als ob Sie mir „etwas wichtigers sagen wollten.

Säugling, durch diese Antwort niedergeschlagen, sah sie abermals starr an, und schwieg einige Minuten lang stille.

„Aber wie kömmt es, fuhr Mariane fort, daß „Sie eine so tragische Physiognomie annehmen? „Sehen Sie, wie alles um sie herum erfreut ist! „Sehen Sie diese blauen Veilchen, wie sie hervor„sprossen und angenehmen Duft verbreiten!„ Hier pflückte sie einige Veilchen, und überreichte sie ihm.

Säugling nahm den Strauß an, betrachtete ihn und seufzete.

„Wie

„Wie sind doch die schönen Geister so nachsin„nend? Mich dünkt, ich sehe es an Ihren Augen; „daß Sie denken:

„Ich sah den jungen May!
„Seine Silberglocken
„Hiengen um den Schlaf.
„Als er vom Himmel fuhr,
„Blühten alle Wipfel;
„Als er den Boden trat,
„Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zurücke.„*)

Säugling schlug die Augen auf, und antwortete: „Ach nein! meine Seele ist zu voll, als; daß ich die „Schönheiten der Natur empfinden könnte.„

„Ausgenommen die Schönheit des Wetters? —„

„Spotten Sie meiner nicht. Bloß weil ich mir „nicht getrauete, meine innigsten Gedanken zu sagen, „sagte ich etwas ganz gemeines. — Ach! Maria„ne, Sie haben Recht, ich hatte Ihnen etwas viel „wichtigers zu sagen. —„

„Nun! so sagen Sie doch an! —„

„Sehen Sie diese Veilchen! sie sind klein, aber „verbreiten süßen Duft; die allgewaltige Kraft der „Sonne lockt sie aus der Erde hervor; ohne sie wür„den sie weder blühen noch düften. Ach! meine Ma-

*) Ramlers lyrische Gedichte, Berlin 1772. S. 266.

„riane! ich bin dieses Veilchen, Sie sind meine „Sonne.“ —

Mariane erröthete, und nachdem sie eine halbe Minute Luft geschöpft hatte, sagte sie, mit niedergeschlagenen Augen: „Sie haben mich für meinen „kleinen Scherz doppelt bezahlt; ich werde mich hüten müssen, wieder zu scherzen.“

„O! schönste Mariane, suchen Sie nicht Scherz „aus einer Sache zu machen, die mir so ernsthaft „ist. Schon lange hat Sie mein Herz stillschweigend „angebetet, aber nun kann ich nicht mehr schweigen. „Ich muß Ihnen sagen, was ich für Sie empfinde: „daß ich Ihre Schönheit, Ihre Tugend verehre; — „darf ich es sagen? — daß ich Sie liebe; daß ich nie „aufhören werde, Sie zu lieben; daß ich ː ː ː

„Was höre ich! Sie machen, daß ich mich weg„begeben muß. —“ Sie trat einen Schritt zurück.

„Grausame! können Sie mich so verlassen! Nein, „zu Ihren Füßen, wiederhole ich Ihnen, daß Sie „meine ganze Seele liebt, daß ich ewig ː ː ː

„Ich bitte Sie, stehen Sie auf! — — —“

„Nein, ich stehe nicht auf, bis Sie mein Schicksal „bestimmen, bis Sie mir sagen, ob ich hoffen darf, „von Ihnen wieder geliebt zu werden. ː ː ː“

„Ich

„Ich bitte Sie nochmals, stehen Sie auf! Was „soll man von uns denken, wenn jemand dieses We„ges kömmt? Sie wissen, daß ich Sie beständig ge„schätzt habe, so wie Sie es auch verdienen: — aber „Sie wissen auch selbst, unsere beiderseitige Lage ist „so beschaffen, daß zwischen uns keine nähere Ver„bindung Statt finden kann.“

„Warum nicht? warum nicht? Lassen Sie mich „nur in Ihr Herz sehen, lassen Sie mich erfah„ren, ob es mich wieder liebt: und alle Schwierig„keiten verschwinden. — Sagen Sie, schönste „Mariane, ich beschwöre Sie, ob Sie mich hassen „können? : : :

„Stehen Sie doch nur auf! — Ich habe Sie nie „gehasset. : : : ”

„Wie könnten Sie auch Ihren zärtlichsten, Ihren „treusten Liebhaber hassen! Aber darf ich für die „reinste, für die zärtlichste Liebe, von Ihnen Gegen„liebe hoffen”? Hier küßte er ihr voll Innbrunst die Hand.

Mariane erröthete abermals.— „Ich bitte Sie, „dringen Sie nicht ferner in mich! : : :

„Schönste Mariane! lassen Sie mich mein „Schicksal erfahren. Darf ich hoffen, so bin ich der

„glücklichste Sterbliche. Fragen Sie Ihr Herz, „lassen Sie mich dessen Empfindungen wissen. Sie „seufzen? Wie glücklich wäre ich : : :

„Dringen Sie nicht ferner in mich. — Mein Herz „hat Sie beständig geschätzt; aber : : :

„O! wie glücklich bin ich! Sie lieben mich, Schön„ste?„ — Hier küßte er abermals ihre Hand. Ma„riane zog die Hand zurück, und richtete ihn auf: : : :

„Ich bitte Sie, stehen Sie auf, und geben Sie „nicht einer wilden Leidenschaft Gehör. In der Hi„tze derselben denken Sie, was Sie vielleicht bey käl„terer Ueberlegung“ : : :

„Wie! ich sollte untreu, ich sollte unbeständig seyn? „nein, meine Schönste! Bestätigen Sie mir nur, „daß ich Ihre Liebe hoffen darf, und Sie sollen se„hen, daß meine Liebe nicht wanken wird, es mag „auch geschehen, was da wolle. Die Liebe wird mich „den äußersten Gefahren trotzen lehren.“

„Warum wollen Sie aber sich und mich den äußer„sten Gefahren bloß geben. Unterdrücken Sie lie„ber eine Leidenschaft, die Sie und mich nicht glück„lich machen kann. Ich will aufrichtig mit Ihnen „reden. Mein Herz hat Sie nie gehasset. Sie ha„ben viel liebenswürdige Eigenschaften, die ich hoch„schätzen

„schätzen muß: aber, ich wiederhole es nochmals, ge„ben Sie der Vernunft Gehör, und bedenken Sie, „daß unüberwindliche Schwierigkeiten“ : : :

„O! meine Schönste, der Liebe sind keine Schwie„rigkeiten unüberwindlich. Lieben Sie mich „nur.“ — —

„Wir wollen lieber die Schwierigkeiten vermei„den, als sie zu überwinden suchen. Ich schätze Sie „aufrichtig hoch, seyn Sie damit zufrieden. Ich „werde beständig Ihre wahre Freundinn seyn, „aber : : :

Indem sie dieses sagte, trat wider alles Vermuthen hinter einer geschnittenen Hecke die Frau von Hohenauf hervor, die, seit der letzten Entdeckung von Marianens Deutscher Lektur, mißtrauisch, beständig alle ihre Schritte beobachtet hatte. Sie schalt ihren Neffen heftig aus, wegen seiner niederträchtigen Neigung gegen ein gemeines Mädchen. Der armen Mariane aber machte sie die bittersten Vorwürfe, daß sie einen jungen Menschen von Stande verführen wollte: welchen Ausdruck sie oft wiederholte. Sie verbot ihr aufs nachdrücklichste, ihren Neffen je wieder allein zu sehen, und ließ sie auch von der Zeit an nicht einen Augenblick aus den Augen.

Indessen würde ihr freylich diese genaue Aufsicht auf zwey Liebende bald sehr beschwerlich geworden seyn, wenn nicht zwey Tage darauf Hr. **Rambold**, der Hofmeister, den der alte **Säugling** seinem Sohn sendete, angelanget wäre. Sie säumte also nicht, sondern schickte beide nach ein Paar Tagen auf die Universität, wohin sie bestimmt waren, und empfahl dem Hofmeister, auf **Säuglings** Aufführung ein wachsames Auge zu haben.

Der verliebte **Säugling** war trostlos. Seine Seele schmolz von Zärtlichkeit, war aber auch von Zärtlichkeit so voll, daß kein einziger Gedanken, wie es möglich seyn sollte, sie zu sehen, darinn Platz finden konnte. Je mehr er daran dachte, desto unmöglicher schien es ihm. Ihm fiel keines von den sinnreichen Mitteln ein, die die Romanenschreiber unserer lehrbegierigen Jugend so freygebig an die Hand geben: z. B. auf einer Strickleiter ins Fenster zu kriechen; sich in einen Kasten sperren und zu ihr bringen zu lassen; einen doppelten Schlüssel machen zu lassen, um ihre Thüre zu öffnen; ja nicht einmal die einfältigen, auch außer Romanen so oft ausgeübten Mittel, das Kammermädchen zu bestechen, oder un-

ter dem Fenster der Schönen hin und her zu spazieren, und so lange zu husten oder zu pfeifen, bis sie am Fenster erscheint. Da ihm also gar kein Mittel in den Sinn kommen wollte, so mußte er mit schwerem Herzen abreisen, ohne seine Geliebte zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen.

Als er an dem Orte seiner Bestimmung ankam, nahm seine Traurigkeit sehr zu. Er wendete sich zu seiner gewöhnlichen Zuflucht, der Dichtkunst, und schrieb eine Heroide unter dem Namen **Leanders** an die **Hero**, in welcher er seinen ganzen zärtlichen Schmerz über die Abwesenheit seiner Geliebten auszudrücken suchte. Nachdem er damit meist fertig war, fiel ihm plötzlich der Gedanken ein, daß er nicht die geringste Hoffnung habe, diese Epistel seiner Geliebten in die Hände zu bringen. Er gieng, mit dem Papier in der Hand, in seinem Zimmer so tiefsinnig auf und nieder spazieren, daß er seinen Hofmeister nicht eher erblickte, als bis er vor ihm stand, ihm das Papier aus der Hand nahm, und es lächelnd durchlas.

Säugling sank vor Schrecken beynahe nieder, weil er für sich und seine Geliebte aus dieser Entdek-

kung

kung des Hofmeisters die schlimmsten Folgen befürchtete. Glücklicher Weise für ihn, gehörte Rambold nicht zu den mürrischen Hofmeistern, die ihrer untergebenen Jugend alles Vergnügen versagen; vielmehr hatte er sehr politisch berechnet, daß ein junger reicher Patrizier nur ein oder zwey Jahre auf Universitäten von seiner Aufsicht abhienge, hingegen hernach viel länger, — weil Väter sterblich sind, u. s. w. — seines Vermögens genießen, und seinem Hofmeister eine kleine bewiesene Gefälligkeit reichlich vergelten könne. Anstatt also Säuglingen zu schelten, zog er ihn bloß wegen seiner zuckersüßen Empfindungen ein wenig auf; denn er war ein witziger Kopf, der in den verschiedenen Stationen seines Lebens die Seele aller Kotterien, Schmause und Trinkgesellschaften gewesen war. Endlich, um Säuglingen, der noch immer in großer Verlegenheit da stand, gänzlich zu beruhigen, versprach er ihm treuherzig, daß er es selbst seine Sorge seyn lassen wolle, die zärtliche Epistel in Marianens Hände zu bringen. Er sagte ihm auch, wie: nehmlich durch Hülfe des Kammermädchens der Frau von Hohenauf, mit der er, während seines zweytägigen Aufenthalts auf dem Gute des Herrn von Hohenauf, eine so vertraute Bekanntschaft gemacht hatte,

daß

daß er ihr eine solche Verrichtung gar wohl auftragen zu können glaubte.

Unterdessen befand sich Mariane in großer Unruhe. Säuglings Zuneigung zu ihr hatte schon lange vorher, ehe er sie gestand, ihrer weiblichen Scharfsichtigkeit nicht entgehen können. Sie hatte Wohlgefallen daran gehegt, weil sie sie für die bloße Höflichkeitsbezeugung eines artigen jungen Menschen ansah, ohne zu denken, daß sie sich jemals in eine feurige Liebe verwandeln, oder daß diese Liebe einen tiefen Eindruck auf ihr Herz machen könnte. Als er seine Liebe endlich erklärte, und er zugleich in demselben Augenblicke von ihr getrennet ward, fand sie zwar ihr Herz tief verwundet, glaubte aber, daß dieß von ihrer beleidigten Empfindlichkeit, und vom Widerwillen gegen die Härte der Frau von Hohenauf herrühre. Nachdem aber Säugling abgereiset war, und sie in der Heftigkeit ihrer Leidenschaft glaubte, daß sie ihn nie wiedersehen würde, merkte sie erstlich, vor sich selbst erröthend, wie sehr sie ihn liebte. Bald war sie sehr zornig, daß er nicht von ihr Abschied genommen hatte; bald entschuldigte sie ihn, und stellte sich vor, wie untröstlich er selber seyn müßte:

und dieses Bild ihrer Einbildungskraft selbst machte ihn ihrem Herzen liebenswürdiger. Jeden Ort, wo sie ihn gesehen hatte, besuchte sie mit einer zärtlichen Schwermuth, und des Nachts stand sein geliebtes Bild beständig vor ihren Augen.

Einst ergriff sie von ungefähr die Lettres d'une Religieuse portugaise, die sie, auf Befehl, so oft ihren Fräulein ganz ruhig vorgelesen hatte. Sie erstaunte darüber, daß ihr so viel Bilder belebt, so viel Klagen herzrührend, so viel Empfindnisse aus der Seele herausgezogen zu seyn schienen, über die sie vorher weggelesen hatte. So sehr wahr ist es, daß Bücher voll verliebter Empfindungen, die auf den Weisen und Gleichgültigen wenig Eindruck machen, in ein junges unerfahrnes Herz, das den ersten Eindrücken dieser gefährlichen Leidenschaft offen steht, den süßen Gift weit tiefer hineinflößen, als selbst die Reden des Geliebten. Die erhitzte Einbildungskraft, mit ihren eigenen Geschöpfen nach Belieben spielend, stellt die Empfindungen viel reiner, inniger und heftiger vor, als sie in der wirklichen Welt seyn können, in der sie durch hundert ganz gemeine gleichgültige Umstände vermischt, seichter gemacht und gemildert werden.

Nun

Nun ward dieses Buch Marianens tägliche Lektur. Sie wünschte, daß ihr Säugling solche Briefe voll Liebe und Beständigkeit schreiben möchte, als der Ritter v. C. und sie versprach sich, daß sie ihm mit eben so viel Innbrunst und Sehnsucht antworten wollte, als die zärtliche Nonne. Sie sah in diesem Briefwechsel eine so anmuthige Beschäfftigung voraus, daß sie die Zeit nicht erwarten konnte, bis er seinen Anfang nehmen würde.

Es waren schon einige Wochen verlaufen, und sie hatte schon alle zärtlichen Gründe erschöpft, um das Stillschweigen ihres Geliebten zu entschuldigen, als ihr das Kammermädchen Säuglings Heroide, mit einem prosaischen Briefe begleitet, übergab, worinn er alles, was er bey ihrer beiderseitigen Trennung empfand, ausgedrückt hatte, und sie beschwur, ihm wenigstens schriftlich zu sagen, daß sie gegen seine Zärtlichkeit nicht unempfindlich sey, wozu er ihr das Kammermädchen, als ein sicheres Werkzeug, empfahl.

Die verliebte Mariane las beide Sendschreiben mit heftiger Begierde, und überlas sie fünf oder sechs mal mit noch innigerm Vergnügen. Als

sie sich aber niedersetzen wollte, um sie zu beantworten, empfand sie die unaussprechliche Empfindung eines wohlgezogenen Frauenzimmers, die immer mit gewissenhafter Strenge ihre Pflichten beobachtet, und noch nie einen Schritt gethan hat, den sie hätte verhehlen dürfen. Sie erröthete und erschrak vor sich selbst. Je mehr sie, in den süßen Vorstellungen ihrer Einbildungskraft, eine Gelegenheit gewünscht hatte, die Feder ansetzen zu können, um ihre innersten Neigungen auszudrücken, desto mehr sank sie ihr nieder, so bald sie sie wirklich ansetzen wollte; und je öfter sie es versuchte, desto mehr verlor sie den Muth, es zu wagen. Auch half es nichts, daß das Kammermädchen ihr öfters zuredete, auf den Brief eine Antwort zu geben. Vielmehr, da das dienstwillige Mädchen, der die feinen Skrupel, die **Marianens** Gemüth beunruhigten, in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen waren, die ganze Sache sehr auf die leichte Achsel nahm: so konnte dieß vielleicht einige widrige Wirkung thun, indem **Marianens** Delikatesse bewogen ward, diese Sache von einer Seite zu betrachten, von der sie bald den Blick wegwandte, aus Furcht allzusehr darüber nachzudenken.

Sechs=

3

227 S.

D Chodowiecki in. & sc.

Sechster Abschnitt.

Säugling war von allem Troste verlassen, als er erfuhr, daß Mariane weder seine Poesie noch seine Prose einer Antwort würdigen wollte. Er hielt sich für den unglücklichsten unter allen Menschen, und wußte, da seine Dichtkunst die erwartete Hülfe nicht leistete, nur bloß zu bittern Thränen seine Zuflucht zu nehmen. Rambold aber, der zwar weniger Zärtlichkeit, aber etwas mehr Erfahrung besaß, und dem überdieß das Kammermädchen in ihrem Antwortsschreiben einen gewissen Wink gegeben hatte, that keck den Vorschlag, daß Säugling, in seiner Gesellschaft, insgeheim nach dem Gute der Frau von Hohenauf reiten, und Marianen besuchen sollte. Säugling erschrak vor diesem Vorschlage, sowohl wegen dessen Folgen, als wegen der Beschwerlichkeit eines Ritts von fünf Meilen. Rambold aber wußte diese Bedenklichkeiten mit seinem gewöhnlichen Witze lächerlich zu machen, so daß Säugling anfieng, diesen Vorschlag nur von der angenehmen Seite zu betrachten, und darein willigte.

Sie ritten also an einem schönen Sommermorgen aus, und **Säugling**, über seinen eigenen Muth erstaunt, kam sich, nachdem er eine Meile geritten hatte, und die Beschwerlichkeiten der Reise zu empfinden anfieng, als ein anderer **Leander** vor, der durch die Gefahr der wilden Wellen zu seiner Geliebten **Hero** eilte. Sie kamen des Abends sehr ermüdet auf einem Vorwerke an, das etwan zweyhundert Schritte von dem Dorfe entlegen war. Des andern Morgens sehr früh ermunterte und ermannte sich **Säugling**, seiner Müdigkeit unerachtet, und wanderte nach dem herrschaftlichen Garten, in den sie durch eine von dem schlauen Kammermädchen geöffnete Hinterthür traten. Sie führte **Säuglingen** ferner nach einer etwas abgelegenen grünen Laube, wo **Mariane**, in der Meinung ganz allein zu seyn, mit süßer Schwermuth **Säuglings** Heroide las.

Sie that einen lauten Schrey, als sie ihn erblickte, und wollte forteilen. Es war aber ein Glück, daß ihr ihre Füße diesen Dienst versagten; denn der zitternde **Säugling** war selbst in so großer Verlegenheit, daß er schwerlich so viel Besonnenheit gehabt haben würde, sie zurück zu halten. Er stand mit herunterhangenden Händen wie ein stummes

Bild

Bild da, und es währte einige Minuten, ehe er mit stammelnder Zunge eine Entschuldigung seiner Verwegenheit vorbrachte. Da er in Marianens Augen, auf die er seinen Blick unverwendet heftete, keinen Zorn wahrnahm, so faßte er das Herz, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr nochmals die ganze Innigkeit seiner Liebe zu entdecken, und sie um Gegenliebe anzuflehen. Mariane wollte noch zurückhalten, aber sie konnte ihrer innern Zärtlichkeit selbst nicht Widerstand thun, und entdeckte, unter sanftem Erröthen, alles, was sie für ihn fühlte. Säugling glaubte in den dritten Himmel versetzt zu seyn, dankte ihr mit den herzrührendsten Ausdrücken, und beide schwuren sich eine unverbrüchliche Treue und Zärtlichkeit.

Sie hatten sich so viel zu sagen, daß einige Stunden vergiengen, ehe sie voneinander schieden. Die Wollust dieser Unterredung war zu groß, als daß nicht noch mehrere gleich geheime Zusammenkünfte auf diese hätten folgen sollen, in denen beide Liebenden ihre Herzen aufs genaueste mit einander vereinigten, und den süßesten Reiz darinn fanden, daß sie, alles Widerstandes ungeachtet, sich ewig lieben wollten.

Indessen hatte die Frau von Hohenauf insgeheim erfahren, daß Mariane täglich sehr früh aufstände, in den Garten gienge, und sich daselbst einige Stunden aufhielte. Sie gieng ihr eines Tages, ohne die wahre Ursache nur im geringsten zu vermuthen, nach, und behorchte das verliebte Paar, als sie eben in der zärtlichsten Unterredung waren. Sie kannte sich selbst nicht vor heftiger Wut. Sie fuhr wie eine Furie auf die arme Mariane los, belegte sie mit den schimpflichsten Namen, stieß sie aus der Laube heraus, und indem sie dem ganz erschrokkenen Säugling, der wie eine unbewegliche Bildsäule da stand, zuschrie, daß sie seinem Vater seine abscheuliche Bosheit melden würde, und daß er ihr nimmermehr wieder vor die Augen kommen sollte, so schleppte sie die halbtodte Mariane nach dem Hause zu.

Säugling stand noch einige Zeit in zitternder Unthätigkeit, bis er sich endlich besann, daß es am besten seyn werde, wegzugehen. Er fand aber, zu seinem großen Schrecken, die Hinterthür des Gartens verschlossen. Rambold, der sich mit dem Kammermädchen, in einem dreyßig Schritte hinter der Laube belegenen ziemlich dichten Gebüsche befand, vielleicht um ihr ein Kapitel aus dem vierten Bande

der

der Insel Felsenburg zu erklären, war bey dem ersten Lärmen davon gelaufen, und hatte in der Eil die Thüre hinter sich zugeschlagen, und das Kammermädchen war, durch ihr wohlbekannte Nebengänge, nach dem Hause zu gelaufen. Der arme Säugling, der sich also allein und eingeschlossen sah, wußte nicht, was er vor Angst beginnen sollte. Er sah für sich gar keinen Ausgang; denn über die Mauer zu steigen, ob sie gleich nicht sehr hoch war, war für ihn eine unmögliche Sache; er fieng also an, für sein Leben zu zittern, als wenn er in der Gewalt seines ärgsten Feindes gewesen wäre. Nachdem er aber eine Viertelstunde im Garten in der Irre gelaufen war, fiel ihm endlich ein, daß die große Gartenthüre offen seyn werde. Sie war es auch wirklich, und er gieng, obgleich mit Zittern und Zagen, dennoch ohne von jemand bemerkt zu werden, durch den Hof und durch das Haus, auf die freye Straße des Dorfs.

Er eilte nun mit verdoppelten Schritten nach dem Vorwerke, wo er die Pferde schon gesattelt und Ramboldeu seiner erwartend antraf. Sie setzten sich sogleich zu Pferde, Säugling in der größten Traurigkeit, die ihn Rambolds Lustigkeit weder zu mildern, noch dessen Schrauberey zu verbergen bewe-

gen konnte. Sie brachten auf der Zurückreise zwey Tage zu, dem unerachtet legte sich Säugling sogleich bey der Ankunft ins Bette, um sich theils von einem Fieber, welches die Gemüthsbewegung, theils von einigen andern kleinen Beschwerlichkeiten, welche ein Ritt von fünf Meilen seinem zarten Körper zugezogen hatten, heilen zu lassen.

Der unglücklichen Mariane ward von der Frau von Hohenauf mit der äußersten Härte begegnet. Keine Entschuldigung ward angenommen, die schimpflichsten Vorwürfe wurden nicht gesparet. Sie wäre sogleich auf die Straße geworfen worden, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, daß Säugling durch ihr Unglück noch näher mit ihr verbunden werden möchte. Sie ward also eingesperret, bis sich eine Gelegenheit fände, sie gänzlich wegzuschaffen.

Die Frau von Hohenauf besann sich, daß die Gräfinn von *** sich bey ihrer Anwesenheit im Diskurse beyläufig geäußert hätte, sie wünschte eine Person von guter Aufführung und von Talenten um sich zu haben, die ihr Gesellschaft leisten, und ihr vorlesen könnte. Die Gräfinn, obgleich aus einem der ältesten Geschlechte, und unter der Pracht und den Lustbarkeiten des Hofes erzogen,

schätzte Verdienst mehr, als Adel, und die Schönheiten der Natur und eine in der Stille wohlverbrachte Zeit mehr, als den glänzendsten Pomp. Diese Neigungen der Gräfinn von *** waren den Neigungen der Frau von Hohenauf so schnurgerade zuwider, daß zwischen ihnen mancher Wortwechsel darüber entstanden war, und daß die letztere die erstere — wie es immer zu geschehen pflegt, wenn ein Thor gegen einen Klugen Unrecht hat — herzlich zu hassen anfieng, ob sie gleich freylich, dem Wohlstande gemäß, eine Dame von diesem Range äußerlich mit den größten Freundschaftsbezeugungen überhäufte.

„Ha! sagte die Frau von Hohenauf, für diesen „Zieraffen wird die schöne Mariane eine würdige „Gesellschaft seyn.„ Hiezu kam, daß die Güter der Gräfinn an fünf und zwanzig Meilen entlegen waren, indem sie zur Zeit des Geburtsfestes, nur um eine Verwandtinn zu besuchen, in diese Gegend gekommen war. Die Frau von Hohenauf schrieb also an die Gräfinn, und schlug ihr Marianen zur Gesellschafterinn vor, doch ohne der wahren Ursache dieses Vorschlags im geringsten zu erwähnen. Die Gräfinn, welche sich Marianens Be-

tragen gegen den armen Pachter noch mit Vergnügen erinnerte, antwortete nach Wunsch.

Nun trat die Frau von **Hohenauf** in **Marianens** Gefängniß, zwang sich zu einer Freundlichkeit, die ihr gar nicht von Herzen gieng, stellte ihr die unverdiente Gnade vor, daß sie ihr, anstatt sie zu strafen, einen so guten Platz verschafft habe, versicherte, daß sie alles vergangene vergessen wollte, verlangte aber auch, daß **Mariane** alle Verbindung mit **Säuglingen** aufheben, ja, ihm nie ihren Aufenthalt melden sollte.

Mariane, die einige Wochen in großer Verlegenheit über ihr itziges und künftiges Schicksal zugebracht hatte, war sehr erfreut, daß es eine so glückliche Wendung nahm. Sie hatte die vortrefflichen Gesinnungen der Gräfinn, bey derselben Anwesenheit, kennen lernen, und sah also sehr wohl ein, daß der Vorfall mit **Säuglingen** derselben Zutrauen zu ihr mindern könnte. Sie versprach also mehr, als verlangt wurde, nehmlich niemand, wer es auch sey, das Geringste von der Sache zu entdecken; ja, sie versprach sich selbst, wenn sie von **Säuglingen** nichts mehr hörte, ihn ganz zu vergessen, und hoffte dadurch wieder in den ruhigen

selbst=

selbstgenügsamen Zustand zurück zu kommen, in dem sie war, ehe sie die Wirkungen dieser unglücklichen Liebe erfuhr.

Um jedermann den Ort ihres künftigen Aufenthalts zu verbergen, ließ sie die Frau von Hohenauf des Nachts mit Postpferden nach einer nicht weit von den Gütern der Gräfinn gelegenen Stadt bringen, von dannen sie die Gräfinn in einem Wagen abholen ließ.

Ende des dritten Buchs.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

S. 7. Z. 6. Sontag l. Sonntag.
— 8. — 16. ſeiner l. feiner
— 25. — 9. Beden l. Boden
— 37. — 2. aufgeknüft l. aufgeknüpft
— 56. — 4. von unten: Seufer l. Seufzer
— 58. — 14. ließ. l. ließ ich
— 89. — 3. veracht eich l. verachte ich.

188

Reichswunder

S.B.

WIS 771/6.58

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich,

Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker

Bd.: 1. - 2. verbess. Aufl. - 1774

Berlin u.a. 1774

Res/P.o.germ. 1010 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10925059-6
VD18 12005606-001